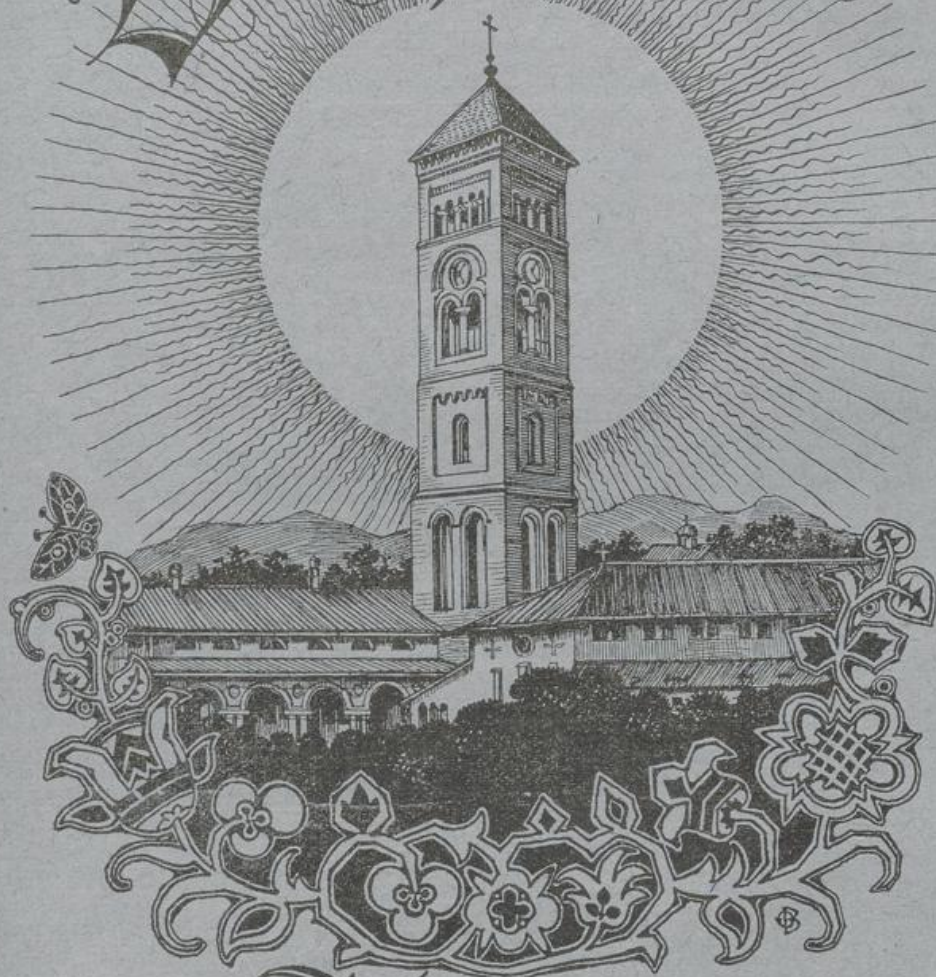


Vergißeinnicht 1928

6 (1928)

Vergißmichst



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 6

Juni 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise

Deutschland	M 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Laienbruder-Missionare

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pfluge oder der Werkstätte zum
Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließ Dein Herz nicht dem
sanften Ruf und Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf
weiter ausbilden und verwenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der
Glaubensverbreitung in unseren Missionen. Willkommen sind alle Berufsarten!
Bete viel zum Heiligen Geiste und zum hl. Joseph um Erleuchtung und Er-
kenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme an den

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayer.-Schwaben)

Heidenkinder

(Ein Wort zur Aufklärung)

Es ist im katholischen Volke ein alter Gebrauch, zum Loskauf eines Heidenkinds 21 Mark zu geben. Dieser Gebrauch leitet sich noch aus jenen Zeiten her, da der Missionar wirklich auf dem Sklavenmarkt für dieses Geld Kinder loskaufen konnte und dieselben dann zu sich auf die Missionsstation nahm. Doch heutzutage ist der Sklavenhandel zum größten Teil erloschen. Wenn darum heutzutage 21 Mark für ein Heidenkind gegeben werden, so meint man damit, es solle dadurch die Möglichkeit geschaffen werden, einem Heidenkinde nach der hl. Taufe eine christliche Erziehung geben zu können, damit es so aus den Sklavenketten Satans befreit werde. Es ist nun ohne weiteres jedermann verständlich, daß es unmöglich ist, mit dem erwähnten Betrage einem armen Heidenkinde wirklich Jahre hindurch eine christliche Erziehung und Ausbildung zu geben.

Es soll darum nochmals eine Erklärung gegeben werden, wie diese Heidenkindgabe eigentlich jetzt zu verstehen ist: Der Spender will mit dieser Gabe von 21 Mark nur einen Beitrag liefern, damit ein Heidenkind getauft und christlich erzogen werde. Von der Mission aus wird nun der Betrag verschiedener Wohltäter zusammengelegt, bis er hinreichend ist, einem Heidenkinde eine christliche Erziehung zu geben. Nun wünschen manche Wohltäter auch, daß das Kind einen bestimmten Namen erhalte. Da wird es nun so gehalten: Wenn z. B. mehrere Wohltäter wünschen, daß ein Kind den Namen Maria oder Joseph erhalte, so werden die Gaben dieser Wohltäter, und zwar so viele als notwendig sind, zur christlichen Erziehung eines Heidenkinds zusammengelegt und wird dann ein Mädchen auf den Namen Maria oder ein Knabe auf den Namen Joseph getauft und werden diese dann einer christlichen Erziehung teilhaftig. Die Spender der Gaben sind dann die speziellen Wohltäter dieses Kindes und von ihnen gilt dann das Wort Christi: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf.“

Mariannhiller Mission

Ordensnachrichten

Den Missionaren von Mariannhill stehen in treuer Hilfe die Missionschwester vom Kostbaren Blute zur Seite. Seit 1885 ist diese von P. Abt Franz gestiftete Missionschwesterkongregation in Natal und dem übrigen Afrika tätig. Um ihren Bestand zu sichern, gründeten diese Schwestern ebenfalls Bildungshäuser in Europa. Das Mutterhaus befindet sich in Holland: Heilig Blut, Marle-Rijtel, Post Beek en Donk bei Helmond, Holland. Postulat und Missionschule befindet sich im Missionshause von der hl. Familie in Neuenbeken bei Paderborn, Westfalen. Nach einer Kandidatur von 3—4 Monaten be-

ginnt das Postulat, dem sich das ein Jahr lang dauernde Noviziat anschließt. Nach dreijähriger zeitlicher Profess werden die ewigen Gelübde abgelegt.

Aufnahme finden gesunde, unbescholtene Jungfrauen im Alter von 18 bis 30 Jahren. Genauere Angaben über Vorbildung, Zeugnisse, Mittel zum Eintritt erhält man vom Missionskloster Heilig Blut oder vom Missionshaus Neuenbeken. Auch die Redaktion des Vergiß-mich-nichts beantwortet gerne an sie gestellte Fragen betreff. der Missionskongregation.

Kandidatinnen, die sich besonders dem Lehrfach in den Missionen zuwenden

möchten finden bereits Aufnahme vom 14.—19. Jahre an. Junge Töchter bis 22 Jahre mit entsprechender Vorbildung können ebenfalls für das Lehrfach vorbereitet werden. Der Pensionspreis für Missionschülerinnen beträgt 30 Mark monatlich. Unbemittelte, talentierte Mädchen können Ermäßigung erhalten.

Näheres ebenfalls vom Missionshaus der hl. Familie, Neuenbeken, zu erfahren und durch die Redaktion des Verzeichnisses.

Mögen sich recht viele Mädchen dem edlen Werke der Nächstenliebe, der Heidenmission widmen und dem Zuge der Gnade Folge leisten.

Aus Welt und Kirche

29. Intern. Euchar. Kongreß Sydneß 5.—9. September 1928

Gebet um guten Erfolg des Kongresses

O Jesus, der du wahrhaftig, wirklich und wesentlich gegenwärtig bist im hl. Sakrament, um als Nahrung unserer Seelen zu dienen: würdige dich, das Werk der internationalen eucharistischen Kongresse zu segnen und alle eucharistischen Kongresse und Zusammenkünfte, die in Vereinigung mit ihm abgehalten werden, und besonders den nächsten Kongreß mit einem vollen Erfolge zu krönen.

Heiligstes Herz Jesu, segne den Kongreß!

Heiliger Paskal Balyon, bitte für uns!

300 Tage Ablass jedesmal; vollkomm. Ablass einmal im Monat, wenn das Gebet täglich verrichtet wurde. (11. März 1924.)

Ablässe

gewährt von Papst Pius XI. (7. März 1924)

1. Alle Gläubigen der ganzen Welt, die wenigstens mit Geist und Herz am Kongreß sich beteiligen, gewinnen:

a) einen vollkommenen Ablass, wenn sie während des Kongresses, d. h. in der Zeit vom ersten bis zum letzten Tag einschließlich, beichten und kommunizieren und eine Kirche oder öffentliche Kapelle andächtig besuchen und für den glücklichen Verlauf des Kongresses beten;

b) einen Ablass von 300 Tagen, so oft sie in dieser Meinung beten oder ein gutes Werk verrichten oder ein Almosen spenden — selbst wenn der Kongreß bereits beendet ist.

2. Die eigentlichen Kongreßteilnehmer gewinnen:

a) einen vollkommenen Ablass unter den gewöhnlichen Bedingungen;

b) einen vollkommenen Ablass, wenn sie der feierlichen Votivmesse zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes beiwohnen und dabei den päpstlichen Segen empfangen;

c) einen vollkommenen Ablass, wenn sie mit Andacht der Schlussfeier beiwohnen;

d) einen vollkommenen Ablass, wenn sie am Schluß des Kongresses mit Andacht den päpstlichen Segen empfangen;

e) einen Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen, wenn sie während des Kongresses am Kongreßort vor dem ausgesetzten Allerheiligsten beten, den öffentlichen Gebeten beiwohnen, an einer der Versammlungen teilnehmen.

Mexiko. Die Sodalenmartyrer von Leon. Durch unerschrockene Verteidigung des Glaubens zeichnen sich besonders die den Marianischen Kongregationen ange-

hörenden jungen Leute aus. Ihr Heldentum ist ein leuchtender Beweis dafür, daß die Sodalkäten, die Marianischen Männerkongregationen eine Schule der Willensertüchtigung sind, daß das Banner der reinsten Jungfrau und Mutter Helden des Lebens bildet, die als Führer das heilige Feuer religiöser und sittlicher Erneuerung in weite Volkskreise zu tragen, berufen sind, Helden des Todes auch, denen kein irdisches Band stärker dünkt, als der Bund mit Gott. Möchten die Martyrersodalen von Mexiko durch ihr Beispiel wie durch ihr Gebet am Throne Gottes recht viele junge Männer, auch in Deutschland, den Männerkongregationen zuführen!

Es war am 3. Januar 1927, als in Leon, einer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern im Nordosten Mexikos, vier Sodalen für Christus in den Tod gingen. Sie entstammten alle vornehmen und gut katholischen Familien und waren selbst sehr eifrige Christen und Sodalen. Es sind:

1. Nikolaus Navarro, 20 Jahre alt, verheiratet, Vater eines Söhnchens.

2. Ezeziel Gomez, 17 Jahre alt.

3. Joseph Valencia Gallardo, 17 Jahre alt, Redakteur, Präsekt der Marianischen Kongregation und Instruktor der Vereinigung der katholischen Jugend Mexikos.

4. Salvator Vargas, 20 Jahre alt, Sekretär der Kongregation.

Ihr Präses, P. Philipp Ares S. J., berichtet über sie u. a.:

Die jungen Leute wurden wegen ihrer unerschrockenen Verteidigung der katholischen Sache von den Callesleuten zwei Tage lang gesucht und konnten sich so auf ihren glorreichen Tod vorbereiten. Am dritten in der Frühe wurden sie verraten und gefangen genommen. Kurz vorher hatten sie noch ihren Heiland im Tabernakel besucht, den sie am Vortage mit solcher Andacht empfingen, daß alle Anwesenden voll Bewunderung und tief ergriffen waren. Einer der Sodalen sprach beim Abschied zu seiner Mutter:

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Nr. 6 Juni 1928 46. Jahrgang

Zum heiligsten Herzen

Es schlägt ein Herz so liebeheiß,
Wie keines je geschlagen,
Ein Herz, der Schöpfung höchster Preis,
Ein Trost in trüben Tagen;

Es litt für uns und gab sein Blut
In übergroßen Peinen
Und will in seiner Liebesglut
Uns all in sich vereinen.

Das ist des Heilands göttlich Herz,
Das einst für uns gebrochen,
Nach Angsten, Qualen, Not und Schmerz
Für uns am Kreuz durchstoßen.

Da es durchbohrt, in Gnaden quoll
Ein Strom aus heil'ger Wunde!
Daß alles was da sündenvoll
In Christi Lieb' gesunde.

Im Tabernakel still es glüht
Ein Trostquell all den Seinen,
Für alle, welche krank und müd
Ihm ihren Kummer weinen. —

O führ' uns, Jesus, die wir dein,
Mild deines Heiles Pfade!
O, preiset alle, Groß und Klein
Dies Herz voll Lieb' und Gnade.



Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Es ist gewiß ein bedauerliches Zeichen von Leichtgläubigkeit; aber gäbe es nicht auch genug Europäer, welche sich solcher Mühen unterzögen; wenn es gälte, Gottes Absichten kennen zu lernen. Man vergleiche nur den modernen Großstadtaberglauben da wo der wahre Glaube abgenommen. Aber diese Aufmerksamkeit der Eingeborenen gegen geistigen Gewalten gegenüber ist mehr als gewöhnlicher Aberglauben und erstreckt sich auf ungewöhnliche Ereignisse im täglichen Leben. Diese „Kräfte“ kontrollieren im gewissen Grade die Ernte und die Elemente. Ein eingeborener Häuptling brachte eine Klage gegen einen jungen Mann von der Mission vor, da derselbe Äste von einem Baume, der dem Regengotte geweiht war, abgehauen hatte. Der Regengott sei nun erzürnt und bedrohe den Häuptling mit Heimsuchungen. Die Opfer bei Verlobung oder Hochzeit, in Zeiten von Krankheit usw. zeigen gleichfalls, wie enge im Denken und Fühlen des Heiden die Kräfte der geistigen Welt mit den menschlichen Ereignissen verbunden sind. Die Glaubensanschauungen, die einen so wichtigen Platz im täglichen Leben einnehmen, bilden gleichsam ein Netz, mit dem das Leben des Eingeborenen verwoben ist.

Uganda ist das Land des Klan-Systems, der Stämme, welches auch von der Zivilisation nicht gestört werden konnte. Die bindende Kraft eines solchen Systems hängt größtenteils ab vom religiösen Glauben an Totems. Ein „Totem“ ist ein heraldischer Gegenstand — ein Vogel, Tier, Reptil, Fisch, Insekt, Pflanze — verbunden auf irgendeine Weise mit dem Gründer des Stammes. (Stamm-Wappen?) Ein jeder Stamm verehrt in besonderer Weise ein Totem, sodaß die Mitglieder desselben dieses mit Wissen und Willen weder zerstören noch verzehren. Fast in derselben Weise haben die Stämme oft ihre besonderen „Tabus.“ Das Wort „Tabu“ bedeutet: das was ein Mensch nicht anrühren darf, weil es mit der Gottheit verbunden ist. Tabus haben ihren Wert in der Selbstdisziplin, welche sie beanspruchen und Totems sind unzweifelhaft ein Faktor in der sozialen Entwicklung. (Dr. Nassau). Bei den Zulus ist das Tabu-Wesen durch das Uku-hlonipa — mit Ehrfurcht behandeln, vertreten; welches einen breiten Raum im Volks-, Stammes- und Familienleben einnimmt.

Den Glaubensanschauungen und den Gebräuchen des Heidentums werden wir viel eher gerecht, wenn wir uns in sein Gebiet begeben. Wandern wir auf die Hochländer von Ost-Afrika, blicken wir von der Veranda einer Missionsstation hinaus — dorthin wo der Gott, der Ukufuyu, wohnt. Dreißig Meilen gen Norden brechen die dunklen Massen des Kenya aus dem Dunstkreise hervor und machen die Berge und Hügelrücken, worauf die Leute wohnen — zu Zwergen. Der Nachbar

des 5000 m hohen Kenya ist der Kilimandscharo mit seinen zwei Gipfeln, dem Kibo und Mawengi, 6100 m hoch, einstmal's Riesenkrater. Eine Tagereise davon der schwarze Meru-Koloß, von dem noch stellenweise heiße Dämpfe aufsteigen, über 5000 m hoch und weit, weit im Nordosten der noch tätige Vulkan, Ruvenzori, — das sind die Wohnstätten der Götter, eine Art Olymps. Berge haben den Menschen immer imponiert, Ehrfurcht eingeflößt. Irgendwo auf dem Gipfel jener Berge wohnt der Schöpfer-Gott Ukikuyu, ein höchstes, aber nebelhaftes Wesen, von dem man glaubt, daß es nicht viel aktives Interesse an seinen Geschöpfen nimmt: sehr selten im Traum oder in prophetischen Äußerungen.

Er ist nicht Gegenstand einer geregelten Verehrung; aber in Zeiten großen Unglücks und großer Drangsale wendet man sich an ihn. Not lehrt beten! Man gibt sich der vagen Hoffnung hin, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich seiner schnellen Hilfe bezw. Abhilfe zu versichern.

Solche Appelle, von Opfern begleitet, mögen wohl Lob und Preis seiner Macht in sich einschließen, mögen Entschuldigungen — flehende Bitten und Ausreden wegen früheren guten Betragens bedeuten oder die Erinnerung dem Gotte schärfen an frühere Opfer: es gibt aber kein ausdrückliches Bekenntnis von Sünde, noch einen Glauben daran, daß es leicht sei, Mitleid oder Fürsorge bei der Gottheit zu finden.

Diese gelegentliche Verehrung einer gegen die Menschen gleichgültigen Gottheit ist aber noch kein Beweis, daß der afrikanische Heide nicht religiös sei. Im Gegenteil, er ist ganz intensiv „geistig“ eingestellt und da er die Erkenntnis vom wahren Gott, der über allem und alles regiert, verloren hat oder sie nur im geringsten Maße besessen, so wenden seine unbefriedigten Instinkte sich zu einer Geistesverehrung, welche eine beflagenswerte Nachahmung der wahren Religion ist.

Die Zulu nennen das höchste Wesen: Unkulunkulu, der Groß-Große, Allerhöchste; Umdali, Schöpfer; Umenzi, Bildner; Inkosi epezulu, Herr-König in der Höhe. Mitunter erhebt ein Zulu die rechte Hand (Arm) mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe zur Bezeugung der Wahrheit und sagt: „Inkosi epezulu“, „der Herr in Höhe (weiß es).“ Da ihm die geheimnisvollen, himmelanstrebenden Vulkan-Bergriesen fehlen, versetzt er eben den Wohnplatz dieses höchsten Wesens irgendwo in den hohen, fernen Himmelsraum. Weiter macht er sich keine Sorge, ist er doch allzuweit entfernt, ist gut und tut den Menschen nichts zuleide. Ihm werden deshalb auch keine eigentlichen Opfer dargebracht, dagegen um so mehr den amadhlodzi, den entkörpernten Geister der Vorfahren.

Hört ihr das tu=tu=tu der Tom-Toms ringsum auf den Rifuyuhügeln und Bergen? Einige Monate vorher hättet ihr das Trommeln vernahmen können im Dorfe drüben in stillen Mondscheinnächten, wo man sich vergnügte; aber jetzt erfüllt das unablässige Schlagen der Trommeln

die zitternde Luft. Diese Musik ist grauig und schreckenerregend in ihrer endlosen Dauer und Stärke. Es ist der Ausdruck eines eindringlichen Gebetes, eine wunderliche Mischung von Anrufung und Herausforderung. Darin liegt vielleicht der ganze Unterschied zwischen falscher und wahrer Religion, zwischen Glauben und Aberglauben — der Gegensatz der ausgestreckten Hand um eine Gabe zu empfangen, als wesentlich notwendig für des Menschen Wohlfahrt und der erhobene Arm um den Schlag abzuwenden, welcher der wahren Wohltat droht. (Hooper).

Die schlimmsten Tage brachte jene fürchterliche Geißel, welche Ostafrika (aber auch Südafrika) im Jahre 1918 heimsuchte — die Grippe-Epidemie, welche 155 000 Menschen hinwegraffte von einer Eingeborenenbevölkerung von weniger als 3 Millionen. Die Eingeborenen hatten weder Heil- noch Schutzmittel, womit sie der verheerenden Seuche entgegentreten können. „*Ni uhoru wa Ngai!*“ „Es ist die Sache Gottes“, war der verzweiflungsvolle Aufschrei und die war gleichbedeutend mit etwas dem Menschen Unverständlichem. Auch die Zulus sagen: „*Ku indaba ka Unkulunkulu*“, „es ist Gottes Sache“, auch „*ku 'intando yenkosi epezulu*“, „es ist der Wille des höchsten Herrn!“ Beim Nichteintreffen der göttlichen Hilfe hat der Heide kein anderes Mittel zur Zuflucht. Die Trommeln werden gerührt um dann die bösen Geister zu vertreiben, welche an allen Ubeln schuld sind.

All die mannigfachen Wechselfälle und Schicksalsschläge dieses irdischen Lebens werden solchen Triebkräften zugeschrieben. Des Eingeborenen Welt ist bevölkert von einem Heere von Geistern, die ihn beunruhigen, bedrängen, verfolgen und er weiß nie, wann und wo er der Rache eines solchen Geistes anheimfällt.

Diese beständige Furcht und das Grauen hat sich auch in die Physiognomie des Eingeborenen eingeprägt. Wie Missionäre bestätigen, blicken christgewordene Eingeborene viel ruhiger aus den Augen. Es gibt Geister in Flüssen und Seen, auf Bergen, in Felsen und Gestein, in Bäumen, in Früchten; Geister des Wetters und der Ernte, Geister der Krankheiten usw. Da sind die entkörpernten Geister der verstorbenen Ahnen, Geister, welche in Tiere oder lebende Menschen eingezogen sind; und wiederum ruhelose und rastlose Geister streifen auf der Erde umher, um sich einen Wohnort zu suchen.

Der Eingeborene ist sich des Ursprunges seines Glaubens nicht bewußt, er hat darüber nicht philosophiert und wenn er eine gewisse Theorie besitzt über seine „Weltanschauung“, so ist er keineswegs geneigt, sie gleich zum Gemeingut aller zu machen. Noch viel weniger ist er geneigt, jedem beliebigen Fragesteller gründlich Aufschluß zu geben. Er ist vollendeter Meister im Gebrauche ausweichender und zweideutiger Antworten um zum Verdrusse des „Forschers“ ein Weiterausfragen



Ein Zauberer und eingeborener Doktor mit Familie

zu unterbinden. So leicht sind die Schleier über die Geheimnisse der afrikanischen Heiden nicht zu lüften.

Was den Geisterkult der Zulus speziell betrifft, so sind diese wirklich nicht arm an Geistern, sowenig wie die Basuto oder Kosa. Die Zahl der Geister ist Legion. Der Hauptkult der Zulu besteht wohl in der Verehrung der Umadhlozi, die Geister der Ahnen, die das Heim immer unsicher machen. Man glaubt, daß sie gerne und häufig Wohnung nehmen in Schlangen. Den Umadhlozi werden Opfer dargebracht, je nach Vermögen der Opfernden Ochsen oder Ziegen geschlachtet und Utshwala: Eingeborenen-Bier gespendet. Bei allen wichtigeren Angelegenheiten, z. B. bei Gründung eines neuen Heims, bei Familienfestlichkeiten, bei Häuptlings- oder Stammesfesten; wenn Krankheiten und Seuchen ausbrechen, wenn es in den Krieg geht (oder ging), wenn der Zauberer „ausziehen“ will wird den Umadhlozi geopfert, um sie günstig und huldvoll zu stimmen. Dabei wird aber das Opferfleisch und Opferbier, das vom Umgoma bzw. isangoma = heidnischer Kultdiener, Zauberdoctor und Wahrsager in einer Person, geschlachtet und zum Opfer geweiht wurde von den Anwesenden bzw. Teilnehmern der Veranstaltung aufgezehrt und getrunken. So kommen alle auf ihre Rechnung: Umgoma, der gut bezahlt wird; die Geister, denen geopfert wird und das Volk, das sich gütlich tat an Fleisch und Bier! Was in solchen Nächten, wenn die meisten betrunken sind und die ganze ungezügelmte Sinnenlust zum Durchbruch kommt, an Unsittlichkeit geschieht, ist grauen-erregend. Da kommt Satan und die bösen Geister, denen doch in Wahrheit geopfert wird, auf ihre Rechnung. Herkommen und Gebräuche, Tradition, bilden einen weiteren wichtigen Teil der Glaubensanschauungen der Eingeborenen.

„Unsere Väter taten so“, ist der zwingende Beweggrund des praktischen „Glaubens“ unserer Schwarzen. Miß Mary Kingsley berichtet eine Heidenlegende aus Westafrika, von den Rabindas, die zweifellos Spuren von dem Unterrichte der Jesuiten, die vor 100 Jahren aus dem Kongogebiet vertrieben worden waren, an sich trägt. Die damaligen Konvertiten sind ins Heidentum zurückgefallen. Miß M. K. fügt hinzu: „Die Rabinda, die den Ursprung der Legende noch nicht ganz vergessen haben, halten fest daran, gerade wie ein Nachbarstamm das Läuten alter Glocken einhält des morgens und abends, und welche Glocken aus einer längst vergessenen Jesuitenniederlassung stammen. (Angelusläuten). Die Unklarheit der Kenntnis seines Herkommens trägt bei zu dem Glauben an die Geister. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß eine solche Religion eine besondere Klasse von Menschen ins Dasein rief, welche behaupten, eine ganz besondere Fähigkeit zu besitzen mit der Geisterwelt in Verkehr treten zu können. Ob sein Beruf nun erblich, oder durch besondere Veranlagung, oder ob dreister Schwindel das vermeintliche Patent ausstellen, ist gleich; jedenfalls nimmt der Zauber-

doctor im Leben des afrikanischen Eingeborenen eine beachtenswerte Stellung ein. Hier gibt es bei den Zauberdoctoren keinen Unterschied zwischen der „praktischen Medizin“ und ihrer Ausübung und dem Verkehr mit dem „Übersinnlichen“, den Geistern. Ebenso wird Mann oder Frau dieser Rasse ihre Kenntnisse verwenden für gute und schlimme Zwecke, wofür eine entsprechende Entlohnung erwartet wird. Die Zulu klassifizieren ihre Umadhlozi=Diener folgendermaßen, wenn auch nicht erschöpfend:

inyanga; Mehrzahl: izinyaga: ein Experte in Kunstfertigkeit, Medizin-
kenner, Arzt, Doctor, und zwar ein geschickter.

inyanga eyokwelapa: ein in Medizinkunst Erfahrener, Arzt, Doctor.

inyanga yemiti: ein Medizinemann, Arzt, Doctor; Heilmittel, meist
Pflanzenabsude, Pflanzenpulver, Fette, Öle usw.

inyanga eyokubula: ein in Schwarzkunst und Zauberei bewandeter.

inyanga eyamatambo: ein Weissager, Wahrsager; mittels Knochen (=
ingoma, isangoma.)

inyanga eyokuqamba: Gesang-, Tanzlehrer, Dichter, Komponist!

inyanga yokubanda intsimbi: Meister in der Schmiedekunst.

umngoma; Mehrzahl abagoma: Wahrsager, Prophet, Priester, Opferer,
Zauberer (isangoma).

isangoma; Mehrzahl izangoma: Zauberdoctor, Weissager: Männer und
Frauen.

isannsi, Mehrzahl izannsi: Ausriecher, Zauberer.

umtakati, Mehrzahl abatakati: Person, die ständig im Geheimen durch
Gift tötet. Sie bedient sich zu Bringen ihrer Gifte „Wildkazen
und Affen!“

Die Kunstfertigkeit dieser Zauberer besteht in dem Bannen und in der Aufsicht über die Geister, diese sind seinem Willen untertan und gehorchen seinen Befehlen. Durch Bannen in einen Gegenstand, z. B. Stoch, Stein, Stück von Rinde, kann der Dienst eines Geistes einem Klienten des Zauberdoctors überbracht werden und dann wird der Geist Diener des Besitzers des Gegenstandes.

Es wäre vergebens, die Kräfte und Einflüsse, welche diese Doctoren über diese Geister zu besitzen vorgeben, genau zu bestimmen und festzustellen, in wie weit deren Erfolg von hypnotischen Einwirkungen abhängig ist, von ihrer Kenntnis physischer Reaktionen und den Eigentümlichkeiten gewisser Heilmittel, Betäubungs- und Berausungsgiften, von Giften überhaupt, welche deren sorgfältiges gehütetes Geschäftsgeheimnis bilden; ebenso wie weit der Einfluß des Bösen geht und was auf Rechnung der Leichtgläubigkeit zu setzen ist. Interessant ist der Beweis der Praktiken dieser Zauberdoctoren, welche von Eingeborenen „Magiern“ selbst erbracht wird und welche den Verlauf ihrer Magie wie folgt klassifizieren:

Erstes Verfahren: Gutes mit Anrufung Gottes vollbracht. Zweites Verfahren: Böses mit Anrufung des Teufels vollbracht. Drittes Verfahren: Magische Behandlung einer Person oder eines Gliedes derselben. Viertes Verfahren: „Befohlene beauftragte“ Dinge, Sachen, wie Stöcke, Dornen, Bienenwachs, harmlos in sich selbst, aber wenn „beauftragt“ geeignet, irgend eine bestimmte Person zu schädigen. Interessant ist ferner die Erklärung, daß es am schwersten ist, „gute“ Zauberei auszuführen, „weil es immer schwerer ist, Gutes zu tun als Böses. (C. S. Burffe).

Mit dem Vordringen der Zivilisation und der Kultur der Europäer dürfte das Zauberwesen wohl abnehmen. Die Berührung der Weißen mit den Eingeborenen wird Anlaß zum Verfall ihres sozialen Systems und zerstört viel von der Ehrfurcht gegen die Religion der Väter. Es ist ja leider wahr, daß das europäische Heidentum den Eingeborenen zwar abtrünnig von seinen Traditionen macht, ihm dafür aber nichts bietet an Autorität und ihn dafür stutzig, schwer zu behandeln, trotzig und zügellos macht. (Fortsetzung folgt.)

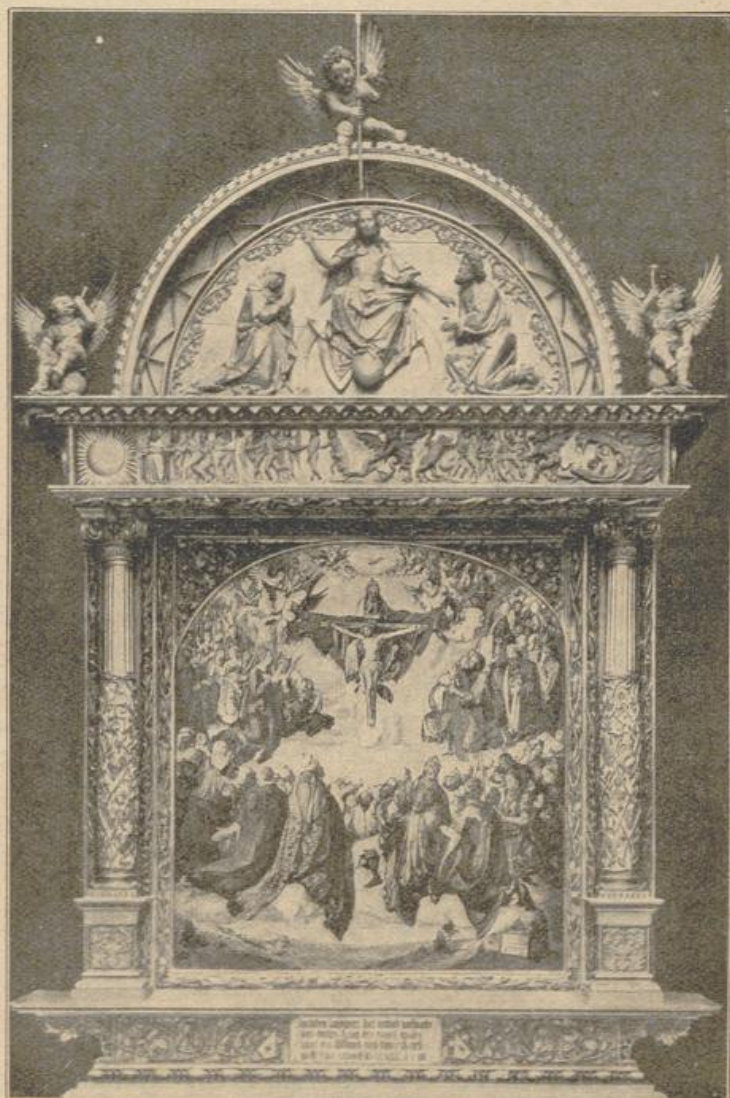
Refordleistung

Seit Mai vorigen Jahres sind nicht weniger als 8 unglücklich verlaufene Ozeanflüge zu vermelden, denen 17 Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Welches war der Zweck dieser Flüge? Der Mensch wollte mit unzulänglichen Maschinen den Ozean bezwingen, wollte über die Meere von Land zu Land fliegen wie die Segler der Lüfte, die eilenden Wolken. Früh oder spät wird es wohl gelingen. Welcher Mut und Training, welcher Aufwand an Mitteln, welcher Ehrgeiz und Ruhmsucht: der Erste zu sein, dem es gelang!

So wurde noch kein siegreicher Feldherr gefeiert, noch genialer Staatsmann, noch Held der Nächstenliebe, wie ein solcher Refordflieger, wie überhaupt die modernen Sportgrößen. Man betet die Gottheit Maschine an, man beugt sich vor Er. Majestät, dem übersprühten Sportfimmel. Man errichtet Wolkenkratzer über das Maß des Vernünftigen und eine sensations- und geldhungrige Presse heßt ihre Opfer von Erfolg zu Erfolg, bis sie irgendwo und irgendwie im Dunkel der Vergessenheit enden weil sie neuen „Champions“ das Feld räumen müssen. Und welcher Aufwand, welche Unsummen verschlingen diese Zeitkrankheiten! Es ist erstaunlich und erschütternd, was aus den Menschen bzw. aus ihren Geldbeuteln herausgeholt wird und geholt werden kann. Noch erstaunlicher ist es, daß die Ausrede der Geldknappheit so selbstverständlich hingenommen wird. Da werden Steuerkämpfe ausgefochten, die breite Masse des Volkes gedrückt und anderseits das Geld in verbrecherischer Weise unter den Augen der Autorität verpulvert, verschleudert.

Refordleistungen im Betrug, im Verbrechen, in Volksverhehung. Refordleistungen im Zank und Uneinigkeit; Refordleistungen im Verfall von Sitte und Kultur! Refordleistungen im Haß und Untergraben der Religion: dem letzten Mittel, die Menschen beieinander zu halten. Sollen denn nun nur die Kinder der Welt Refordleistungen aufzuweisen haben? Sollen die Kinder Gottes sich nicht regen dürfen! Sollen sie keine Opfer scheuen dürfen. Spitzenleistungen zu erzielen? Sollte es nicht möglich sein doch noch etwas zu erübrigen um höhere Ziele, höhere Reforde zu erreichen? Wahrhaftig jeder Priester, der der Kirche neu geschenkt wird, bedeutet mehr als ein Ozeanflug! Jeder Priester, der neugeweiht hinaustritt in den Kampf gegen Satans Reich und Macht, ist eine wertvolle

Erungenschaft für die Guten. Sein Gebet, sein Opfer hebt auf die Untaten, die gegen Gott geschehen. Er gibt dem wahren Gott die Ehre; er führt die fiebernde Menschheit wieder in ruhigere Bahnen. Der Priester versöhnt und überbrückt die Gegensätze, welche heute Besitzende und Enterbte trennt. Der Priester geht mit durchs Leben, gehaßt und geliebt, verfolgt und behütet, beschimpft und ge-



Anbetung der hl. Dreifaltigkeit

priesen, verflucht und gesegnet, getötet und wiedererweckt: denn letzten Endes ist die ganze Unrast der Welt, der Irrtaumel der Menschen nichts als die verzweifelte Jagd nach einem unverlierbaren Glück. Jedem Irrlicht, das Glück verheißt, jagen sie nach und werden so oft getäuscht, verkommen im Moor und Sumpf. Der Priester weist den wahren Weg und viele, viele finden ihn; wenn auch in erster und letzter Stunde.

Drum ist es ein gottgewolltes und gottgesegnetes Werk, Priester mit heranbilden zu helfen; mitzuarbeiten am Erlösungswerk im Heimatlande und im Heidenlande. Seelen retten, unsterbliche Seelen, das ist der Arbeit und des Schweizes der Edelsten wert. Das Missionswerk fördern, das ist der Befehl des göttlichen Heilandes. Möchten sich die Gutgesinnten, die Edelndenken, die Christusbekenner nicht beschämen lassen von den Kindern der Welt, welche für ihre Nichtigkeiten keine Opfer scheuen. Sehen wir dem Unglauben Hochburgen des Glaubens und der Frömmigkeit entgegen und solche Hochburgen sind die Missionsseminare. Helfen wir sie auszurüsten mit dem Arsenal der Wissenschaften, aber vor allem mit Mannschaften.

So ist auch das neue Mariannhiller Priesterseminar in Würzburg eine solche Hochburg, von wo aus die Streiter Christi in die Heidenlande ziehen, den gigantischen Kampf gegen das Heidentum zu führen. Möchten daher unsere Missionsgönner und Freunde auch ihnen Liebesgaben spenden nach Maß und Können wie es einst die Lieben in der Heimat den Kämpfern im Weltkriege taten. Jede, auch die geringste Gabe nimmt dankbar entgegen die Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg.

Eingeborene Schwestern in Mariannhill

Von Schwester Amata, C. P. S., Mariatrost

Eine kleine Schar Postulantinnen hatte sich vorbereitet, um am Feste Mariä Empfängnis das Kleid des hl. Franziskus zu empfangen. Auch unsere Kinder waren zum Feste eingeladen. Am Mittwoch bestiegen wir zwei Schwestern gegen 2 Uhr ein kleines Wägelchen, das uns nach Ussisi bringen sollte. Heiß brannte die Sonne auf uns hernieder und am Himmel zogen Gewitterwolken her. Die Kinder waren uns schon zu Fuß vorausgeeilt. Bei einem Flüßchen, etwa eineinhalb Stunden von Maria Trost entfernt trafen wir sie, ein wenig ausruhend. Vor uns lag der große Utimbankuluberg. Hoch in die Lüfte ragte ein mächtiger Steinblock, den ich schon oft von meinem Schulzimmer aus betrachtet hatte, obgleich er mehr denn 2 Stunden von dort entfernt ist. Er heißt itthe lika Mdabe, Stein des Mdabe. Es geht die Sage, Mdabe sei vor vielen, vielen Jahren hier in der Gegend Häuptling gewesen. Nun wie alle anderen Häuptlinge war auch er Herr über das Leben der Untertanen. War einer bei ihm eines Vergehens wegen oder wohl auch gar unschuldig angeklagt, so wurde er zu diesem Stein gebracht und dort von oben herunter in die Tiefe gestürzt, wo er seinen Tod fand oder von den wilden Tieren zerrissen wurde.

Schön und malerisch sieht der Utimbankulu von weitem aus. Hier und da erheben sich zwischen den Bäumen sehr große Felsblöcke, gleich Schlössern empor, umrankt von Grün und Laubwerk. Ja, sogar auf den nackten Steinen erheben sich Bäume, die wohl in der Felsenspaltung Nahrung finden. Dieser wenig betretene Urwald bietet noch den verschiedensten Tieren Schlupfwinkel. Affen kommen in ganzen Rudeln herunter um in den Feldern Mais zu stehlen.

Vor längerer Zeit wurde noch ein dem Tiger ähnliches Tier dort angetroffen. Ameisenbären und Stachelschweine richten oft großen Schaden an. Riesenschlangen jagen nach Beute und die so gefährlichen Mambas zischen von Baum zu Baum. Besonders fürchten die Kinder diesen Wald, glauben sie doch, daß Kobolde aller Art dort haufen. Sagte mir doch kürzlich eines unserer Schulkinder, dessen Wohnung jenseits des Ntimbankulu ist, wie so gefährlich dieser Wald ist. Imfene Paviane haufen dort in Menge und auch andere böse Tiere sind dort versteckt. Sie werden von den Eigentümern gefüttert und dann nachts herumgeschickt, Unheil anzustiften. Unten am Abhang sind eine Menge Kraals. Da gibt es für den Missionar viel Arbeit. Auf der anderen Seite hat der Umzimfuku-Fluß sich einen Weg gebahnt dem Meere zu. Auch von dort zogen die Leute in Menge nach Ussisi, der Einkleidung beizuwohnen.

Wir kamen gegen 6 Uhr abends dort an. Auch von Emsinjini waren Schwestern, Dominikanerinnen, mit den Schulkindern beim Fest. Schon war ein Jahr verflossen, seitdem die ersten eingeborenen Jungfrauen das Kleid des hl. Franziskus angelegt hatten. Noch hatten sie kein Skapulier. Gegen 7 Uhr abends versammelten sich 21 Novizinnen im trauten Kapellchen und erhielten aus der Hand des Hochwst. Herrn Bischofs dasselbe mit den Worten des lieben Heilandes, der gesagt: „Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht!“

Am folgenden Morgen wurden dann 5 Kandidatinnen aufgenommen. Zuerst wurde das „Veni creator“ gesungen, dann knieten sie zu zweit vor den Hochwst. Herrn Bischof und baten um Aufnahme. Sie erhielten dann einen kleinen weißen Schleier, graue Mantille und eine Medaille an einem roten Bande. Darauf wurden 2 Kandidatinnen ins Postulat aufgenommen. Auch diese baten den Hochwst. Herrn Bischof um die Aufnahme in dasselbe. Alles war recht feierlich und erhebend. Die Schwester Novizenmeisterin bat dann die Mutter Amiliana, diese beiden als ihre geistigen Kinder annehmen zu wollen. Sie knieten dann vor derselben nieder, erhoben sich und gaben sich gegenseitig den Friedenskuß. Mutter Amiliana übergab sie dann der Postulantenmeisterin.

Schon harrten die elf Glücklichen, bräutlich gekleidet in Kranz und Schleier der Stunde, wo sie das hl. Kleid anlegen sollten. Eine Menge Eingeborene waren von nah und fern herbeigeströmt, und einige Mütter der Glücklichen hatten 2, 3 oder noch mehr Tagereisen gemacht um Zeuge zu sein, wie ihre Kinder sich dem Herrn weihten. Gegen halb 9 Uhr kamen zwei Priester und Ministranten mit Kreuz, die 11 Bräute abzuholen. Auf halbem Wege kam ihnen der Hochwst. Herr Bischof mit noch drei anderen Priestern entgegen und führte sie zum festlich geschmückten Missionskirchlein, damit die ganze Volksmenge beiwohnen konnte. Da dasselbe aber viel zu klein war, hatte man einen Tisch mit

Blumen und Kerzenleuchtern im hinteren Schiff desselben aufgestellt, damit die Leute draußen der hl. Messe und der Feier folgen konnten. Links und rechts knieten die Bräutchen und empfingen dann aus der Hand des Hochwst. Herrn Bischofs die hl. Kommunion. Nach der hl. Messe nahmen sie unter der Veranda ihren Platz, während der Hochwst. Herr Bischof auf der Türschwelle seinen Sitz hatte. Dann knieten die Glücklichen zu zweien vor den Hochwst. Herrn und baten einzeln laut und feierlich um das Kleid des hl. Franziskus. Nachher wurden dann die Kleider gesegnet. Nun nahm der Hochwst. Herr Bischof ihnen Kranz und Schleier fort mit den Worten: „Ziehet aus den alten Menschen“ usw. und schnitt dann jeder einzelnen ein paar Haarbüschel ab und legte ihnen dann die Ordenskleider an und reichte dann den Schwesternamen gebend, ihnen das Offizium-Büchlein und eine brennende Kerze. Nach der hl. Messe war hl. Segen und weithin schallte das Te Deum.

Schon am frühen Morgen zogen Gewitter herauf. Gar mancher mußte ungewollt ein tüchtiges Schwitzbad nehmen, sowohl im kleinen Kirchlein als auch außerhalb. Wir mußten ans Heimgehen denken; den Himmel etwas bedenklich anschauend, schien es, als sollten wir nach dem Schwitzbad auch noch einen Regenguß erhalten. Zweimal wurden wir vom Gewitter überrascht. Gegen halb 7 Uhr kamen wir wieder gut in Maria Trost an, die Kinder jedoch etwas später und mit freudigem Herzen, da sie zum ersten Male einer Einkleidung beigewohnt hatten.

Katholisch-afrikanisch-sozialer Kurs in Lourdes

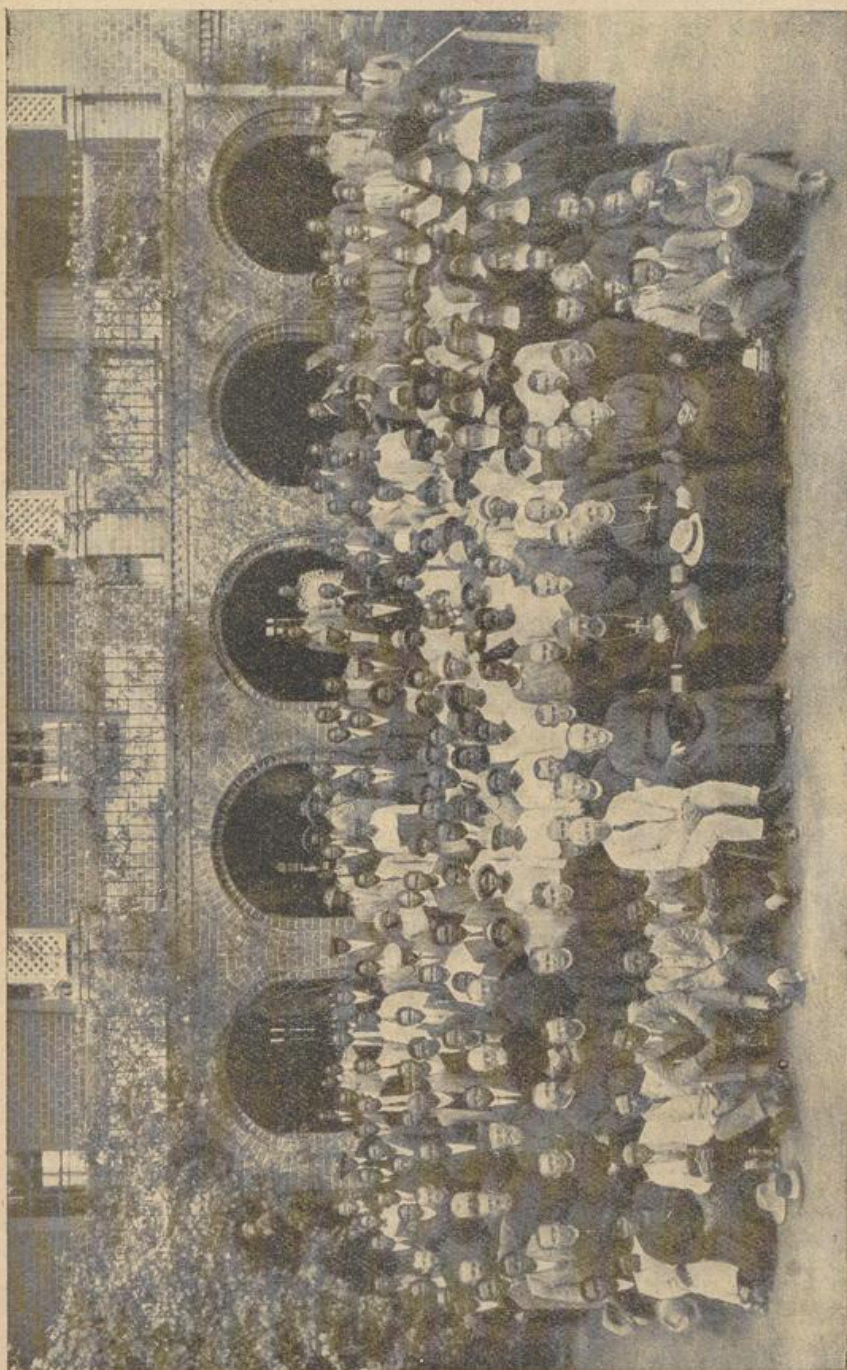
Von Dr. R. F. Mac Murtric

Der 6. jährliche soziale Kurs für Eingeborene wurde vom 30. Dezember bis 4. Januar einschließlich auf der Missionsstation Lourdes gehalten. An 200 Lehrer waren zugegen, manche davon Nichtkatholiken.

Jeder Tag begann mit der hl. Messe um 5.30 Uhr, wobei der Kirchenchor der Station Zululieder sang. Der Chor war wirklich gut eingeübt und sang schön und erbaulich.

Nach der hl. Messe hielt jeden Tag ein anderer Missionar die Predigt in Englisch. Dann ging alles zur Vortragshalle. Von 6.30—7 Uhr hielt Hochw. P. Bernhard Huß seinen Vortrag über Psychologie: „Die Psyche der Masse“ und von 7—7.30 Uhr Hochw. P. Reginald Weinmann über „St. Franziskus als sozialer Reformator.“

Nun folgte das Frühstück und darauf der Vortrag von Hochw. P. Baptist Sauter über „Die Grundsätze des Genossenschaftswesens im allgemeinen und über die kathol. afrikanische Union im besonderen.“ Diese Union soll alle bestehenden katholischen Eingeborenenorganisatio-



Teilnehmer am sozialen Kurs in Lourdes 1928

nen zusammenschließen (Farmer-, Lehrerverbände, Volksbanken usw.) und durch Anwendung genossenschaftlicher Methoden mit katholischen Grundsätzen den Eingeborenen helfen, einen gründlichen wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung zu nehmen.

Um 9 Uhr las Dr. Mac Murtric, der Missionsarzt der Station Mariannhill, über „Die Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen.“ Am Dienstag wurde statt des Morgenvortrags über diesen Gegenstand eine Abendvorlesung mit Lichtbildern gehalten.

Um 10 Uhr sprach Br. Fabian über Landwirtschaft in einem sehr lehrreichen Vortrag, ausführlich erläutert durch praktische Demonstrationen von Gartenfrüchten, landwirtschaftlichen Maschinen und ihrem Gebrauch, Bienen bei der Arbeit, Butterbereitung usw.

Um 10.45 Uhr war der zweite Vortrag von Hochw. P. Bernhard Guß, dieses Mal über „Gesetzliche Erwägungen betreffs genossenschaftlicher Verbände.“ Darin zeigte sich die unendliche Liebesmühe, die der Vortragende auf sich genommen hatte, um den Weg zu bahnen für die gesetzliche Anerkennung von Genossenschaften der Eingeborenen in der Zukunft. Lange, öde Parlamentsakte mußten mehrere Male durchgearbeitet und manche Reise nach Pretoria zur Besprechung mit Regierungsbeamten unternommen werden. Während die Männer diesem juristischen Vortrag beiwohnten, erhielten die weiblichen Teilnehmer einen recht nützlichen Haushaltungsunterricht von Schwester Clementia C. P. S.

Nach dem Mittagessen war um 1 Uhr die Versammlung der Farmervereine usw. An einem Tag wurde eine längere Versammlung gehalten, in der die Statuten der C. A. U. (Catholic Afrikan Union) zur Debatte standen.

Von 2—5 Uhr erhielten die Kursteilnehmer Handarbeitsunterricht in den verschiedenen Werkstätten der Station.

Um 7.30 Uhr versammelten sich wieder alle in der Halle, wo entweder für eine dramatische oder musikalische Unterhaltung gesorgt war, oder irgend eine zwanglose Diskussion stattfand. Es wurden auch Berichte vorgelesen, die die gediegenen Resultate von verschiedenen Farmer- und Sparvereinen zeigten, Vereinen, die auf genossenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut sind, wie sie in den letzten Jahren von Hochw. P. Bernhard Guß befürwortet wurden. An einem Ort hat der Farmerverein der Eingeborenen über 12 000 Mark auf der Bank, und wo sonst die Leute stets gewohnt waren, Korn für ihren Unterhalt zu kaufen, produzieren sie jetzt viel mehr, als sie brauchen und sind in der Lage, einen guten Teil zu verkaufen.

Um 8.30 Uhr wurde jedesmal das Abendgebet vorgebetet von Hochw. P. Emmanuel, der während des ganzen Kurses sich als fähigen und

liebenswürdigen Vorsitzenden zeigte. Der Hochwürdigste Bischof Fleischer nahm einige Tage lang am Kurse teil und sprach Worte der Ermunterung zu den Mitgliedern. 31 Mariannhiller Missionare waren mit ihrem Generalsuperior zugegen. Auch einige Benediktinerpatres und -Schwestern waren unter der Zuhörerschaft, wie auch eine große Anzahl von Schwestern vom kostbaren Blut und Mariannhiller Missionsbrüder.

Das Gute, das durch einen solchen sozialen Kurs erreicht wird, ist wirklich unberechenbar. Es ist ein überraschendes Beispiel dafür, wie die katholische Kirche heute unter den Eingeborenen Südafrikas den Spuren ihres göttlichen Stifters folgt, der umherging Wohltaten spendend den Armen und Dürftigen und aufrichtend die Bedrückten.

Missionspost

IV.

Ein Sohn der Walliser Berge schreibt von der Missionsstation St. Joachim folgenden interessanten Brief:

... Arbeit gibt es hier in Hülle und Fülle. Von protestantischen Schulen wimmelt es nur so, auf jedem Hügel sieht man eine. Zwei Kollegien und zwei große protestantische Missionsreservate sind rechts und links von mir. An der Grenze des einen aber haben wir bereits eine Tageschule mit 70 Kindern. An der Grenze des andern haben wir eben angefangen und haben schon 30 Kinder in der Schule. In den nächsten Monaten soll dort Kirche, Schule, Schwesternhaus und Priesterwohnung erstehen. Das Gequatsche im Sumpf nebenan sollten Sie hören! Ich mußte schon einmal nach Umzinto zum Gericht. Aber die Schule ersteht wie sie geplant ist! Die Hälfte des Platzes ist bereits von einem Farmer erstanden, die andere Hälfte bekommen wir noch. Jeden Mittwoch gehe ich hinüber, es braucht einen scharfen Ritt von eineinhalb Stunden. Es kommen 60–80 Katholiken, Protestanten und Heiden. Dann wird im Steinbruch gearbeitet und auf dem Buckel geschleppt. Meine Schulter ist seit vier Wochen rot und grün und blau vom Steindruck. Aber dafür tun die Leute umso mehr mit, sie lassen sich nicht überbieten. Aus dem protestantischen Missionsreservat haben uns die Schwarzen wissen lassen, wir könnten nicht groß genug bauen, es würden ihrer viele kommen. Unlängst bin ich einmal dorthin gerufen worden zu einem schwerkranken Protestanten. Mit dem Allerheiligsten bin ich hingegangen. Es war der reinste Triumphzug. Was wir da bauen müssen, kostet trotz Hilfe der Schwarzen 6–8 000 Mark. Da wird natürlich geäußert!

Am Gründonnerstag hatte ich Erstkommunion. Ich habe herzhast mit der Frühkommunion angefangen. Von 28 Kindern war das jüngste noch nicht 6, das älteste 9 Jahre alt. Sie haben mir alle schön die folgenden Fragen beantwortet: „Wer ist Jesus?“ „Er ist Gott und unser Erlöser.“ „Wo ist Jesus?“ „Er ist im Himmel und in der Kirche.“ „Wie ist er in der Kirche?“ „Er ist dort unter der Gestalt des Brotes.“ „Ist dieses Brot dasselbe wie das Brot in der Küche?“ „O nein, das ist gar kein Brot, es ist Jesus!“ „Warum ist Jesus dort in der Kirche?“ „Er ist dort, damit wir ihn empfangen.“ „Wohin geht Jesus, wenn wir ihn empfangen?“ „Er kommt in unser Herz.“ „Wie muß unser Herz aussehen, wenn Jesus darin Einkehr halten soll?“ „Es muß ganz rein sein!“ „Was heißt das?“ „Wenn es eine große Sünde hat, müssen wir es zuerst reinigen, so auch von den kleinen Sünden.“

„Jetzt wiederholt noch einmal, was muß man tun, um Jesus gut zu empfangen?“ „Wir müssen ein schönes Herz haben ohne Sünde. Wir müssen ein Herz

haben, daß Jesus, den lieben Heiland, sehr, sehr liebt. (Sie hätten das „kafulu“ — sehr hören sollen!). Wir dürfen auch nicht das Geringste vorher essen und trinken.“

Das waren die Antworten der Kinder schon nach einigen Tagen Unterricht, das Rigorosum, das sie, wie Sie sehen, falls Sie noch etwas gerettet haben vom Zulu, summa cum laude bestanden haben. Es gab dabei einige interessante Szenen. Während des Unterrichtes sagte einer der Buben, mich unterbrechend: „Baba, ich habe immer geglaubt, das weiße Ding, das der Priester da hochhebt, sei ein Switi (Sühigkeit)!“

Am Dienstag vorher nahm ich sie alle zur Beichte in mein Zimmer. Den zweitkleinsten Buben, noch nicht 7 Jahre alt, fragte ich: „Ist dein Herz auch ganz schön?“ Da meinte er: „Nein, Baba, es ist noch etwas drin, das nicht ganz schön ist.“ „Komm, sag es mir ins Ohr!“ „Baba, ich möchte lieber mit dir ins kleine Häuschen da drinten in der Kirche gehen und es dir da sagen.“ „Warum denn, du bist noch zu klein!“ „Ja, es ist vielleicht jemand an der Tür oder im Zimmer da oder da in den andern Zimmern und der könnte es hören!“

Dann mußte ich mit ihm herumgehen und überall nachschauen. Als er sich vergewissert hatte, daß wirklich niemand da sei, setzte er sich auf mein Knie und beichtete sehr nett.

Das Schönste aber war am Ostersonntag, als der Vater und die Mutter des jüngsten Kommunikanten, den kleinen Ambros in die Mitte nehmend, zusammen kommunizierten. Dann ging der Vater mit dem Kind zur Bank zurück, setzte es darauf, kniete selber daneben nieder, zog sein Gebetbuch aus der Tasche und betete mit seinem Buben halblaut die Danksgang. Das war mein Osteralleluja!

Jetzt muß ich schließen. Es fängt an dunkel zu werden und ich muß noch mein Brevier beten“

P. Vitalis Fuchs, R. M. M.

Urteile selbst!

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Es ist noch nicht lange her, da sah man an einem schönen Sommermorgen eine ungemein herrliche Morgenröte. Dieselbe erstreckte sich von Osten nach Westen über das ganze Firmament. Die vielen kleinen Wölkchen glänzten feuerrot als ob sie in Gold getaucht oder von Goldschaum geschlagen worden wären, mit leuchtenden Farben rot gefärbt und dann zur Schau aufgehängt, hoch oben, damit jedermann dieselben sehen, die Größe und Allmacht, die Weisheit und Güte des Schöpfers bewundern und über die Herrlichkeiten und Naturschönheiten sich freuen könne.

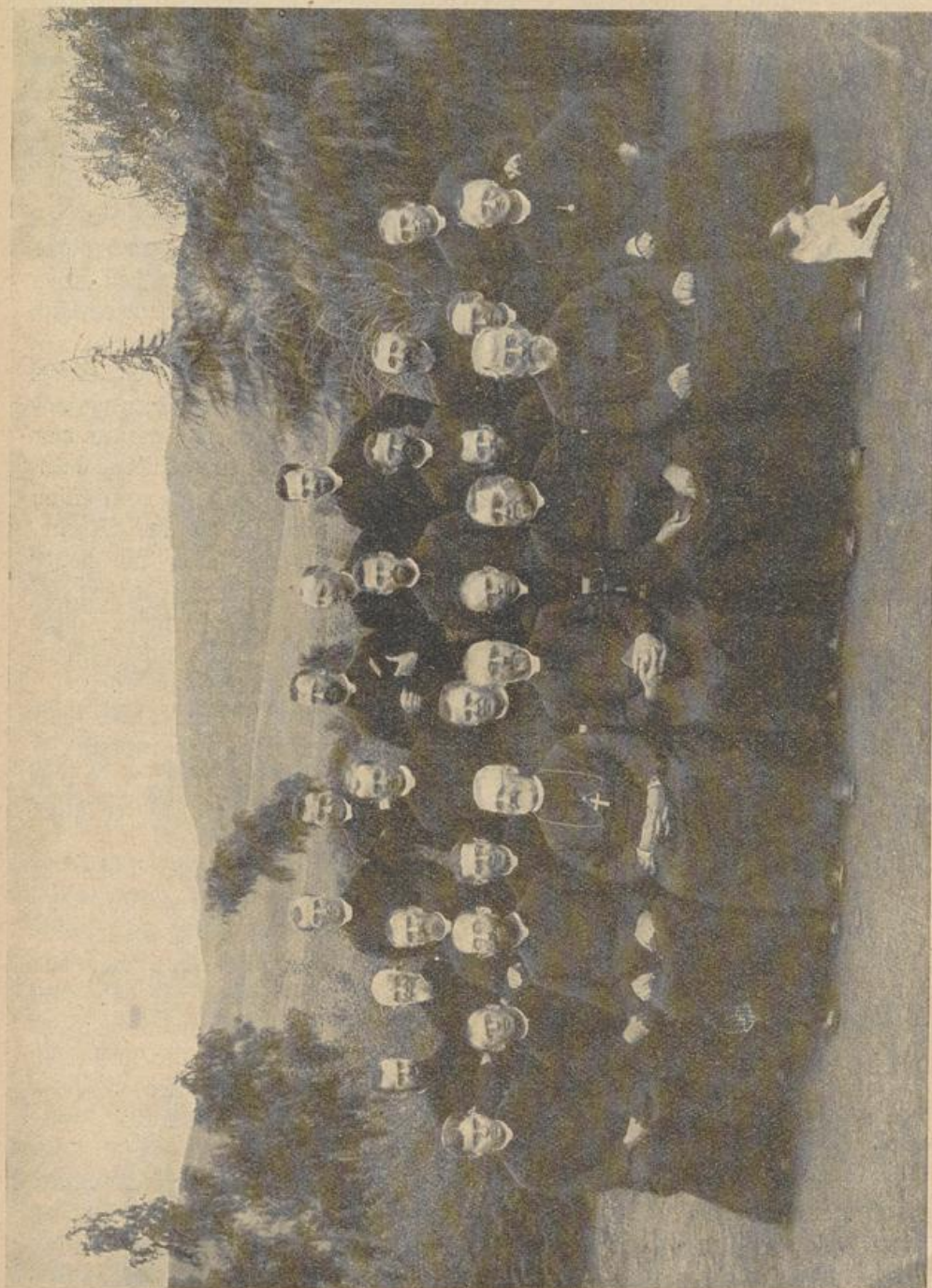
Zu nebenstehendem Bilde:

Vordere Reihe sitzend von links nach rechts: Pater Cyprian Ballweg, Abt Gerhard Wolpert, Pater Generalsuperior Hermann Urndt, Pater Maurus Kalus, Pater Robert Dunzenhofer.

Zweite Reihe sitzend: Pater Ludger Jasper, Pater Modestus Neu, Pater Vitalis Fuchs, Pater Reginald Weinmann, Pater Bernhard Huß, Pater Fabian Weiß, Pater Clemens Hartweg, Pater Idelfons Wohlgenannt.

Stehend: Pater Laurentius Schleißinger, Pater Sixtus Wittekind, Pater Florian Rauch, Pater Friedrich Grabner, Pater Josef Rainer, Pater Joh. Bapt. Sauter, Pater Bonaventura Feurer, Pater Emanuel Hanisch.

Oberste Reihe: Pater Ulrich Eisenbard, Pater Walter Ritz, Pater Gereon Stach, Pater Chrysostomus Ruthig, Pater Alfons Raimberger.



Mariannhiller Patres beim sozialen Kurs in Lourdes

Sogar die Berge, wie der Mabedchlana und der Empumulwana hatten im Morgendämmerlichte eine eigentümliche, nie gesehene Färbung. Unser nächster Nachbar, der große Glabeniberg mit seinem fast undurchdringlichen Urwald, von dem wir nur durch den Umzinkulufluß getrennt sind, schaute zu uns Centocowern herüber wie in einem bräutlichen Festtagsgewand. Seine weiße Felskuppe, die wie eine alte Schloßruine aus dem Urwald herausragt, hatte eine magische Beleuchtung, gegen die das bengalische Feuer ein Nichts ist.

Ja, du majestätischer, stolzer Glabeni, heute bist du schön. So gefälltst du uns viel, viel besser als wenn du dein altes, ehrwürdiges Haupt mit einer Nebelkappe verhüllst, oder den Hagelwolken den Weg versperrst, sodaß dieselben zu unserer Missionsstation herüberfliegen, sich über unsern Gärten und Feldern entladen und so alles vernichten.

Wegen des seltenen, einzigartigen Naturschauspiels machten einige Brüder und Schwestern ausnahmsweise ihre Morgenbetrachtung außerhalb der Kirche. Staunend und bewundernd gingen sie langsam vor derselben auf und ab, bald mit zum Himmel erhobenen Blicken, bald auf die magisch beleuchteten Berge und Landschaft schauend und lasen und betrachteten aus dem alten, doch ewig neuen Buche der Natur, das der liebe Gott für alle Menschen aufgeschlagen hatte. Ja, heute geht die Betrachtung leicht und keine Zerstreuungen stellen sich ein.

O wenn nur ein Maler all die Herrlichkeiten des heutigen Tages mit so farbenprächtigen, leuchtenden Farben auf die Leinwand zaubern könnte! Ein solcher wäre unbestreitbar der größte Künstler der Welt.

Der alte Aufsichtsbruder der Knabenschule, ganz entzückt über das von ihm noch nie so schön gesehene, einzigartige Naturschauspiel, lief eilends zurück zur Schule. Er weckte die größeren Knaben auf, damit auch sie diese Schönheiten sehen und ihre Gedanken zum Vater alles Guten erheben möchten.

Er klatschte in die Hände, als Zeichen des Aufstehens, indem er ihnen sagte: „Beeilt euch und kommt schnell heraus auf den Hof, denn es gibt heute etwas sehr Schönes zu sehen!“ Schnell die Decke umgehängt, heraus und nach allen Himmelsrichtungen geschaut, war das Werk weniger Augenblicke. „Wir sehen nichts“, riefen alle wie aus einem Munde. „Seht ihr denn nicht die herrliche Morgenröte? Schaut doch, wie der liebe Gott uns heute seine Allmacht und Güte in seinen Werken im schönsten Lichte zeigt. Der Himmel und die Erde sind ja großartig geschmückt. Versteht ihr jetzt was ich meine als ich sagte: Es gibt was Schönes zu sehen?“

Der Bruder erwartete nach Zulufitte einen Ausruf der Freude und der Verwunderung. Jedoch ganz eigenartig blickten die Knaben ihn an und sagten: „Du spielst mit uns. Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr, die eine Morgenröte zum erstenmale sehen. Eine solche sahen wir häufig, als wir zu Hause die Ziegen und das Vieh hüten mußten.

Wir schauten auch wie du nach allen Himmelsrichtungen. Wir schauten gegen Sonnenaufgang und erwarteten auf der Straße nach dem Mond eine Herde schönes Vieh herunter kommen nach Centocow zu und nun — erinnerst du uns in aller Frühe schon an den Tod.“

„Aber Kinder“, sagte der Bruder, „ich wollte euch doch eine große Freude machen. Ich wollte euch aufmerksam machen und euch zeigen, wie schön der liebe Gott die Welt gemacht hat. Ich wollte nicht nur euch, sondern auch mich daran erinnern, um wieviel schöner erst der Himmel sein mag für diejenigen, die an Gott glauben, auf ihn hoffen, ihn lieben und seine Gebote treu halten.“

„Ja, das meinst du, jedoch wir wissen, was diese Stille in der Natur und was diese schauerliche Röte am Firmament für eine Bedeutung hat, und, o wehe uns! Wir wissen auch, was uns die nächste Zukunft bringen wird.“ „Nun, was wird sie bringen?“ „Blut, Blut, sehr viel Blutvergießen bringt sie.“

Nachdenklich und um eine Erfahrung reicher ging der Bruder in die Kirche zur ersten hl. Messe.

Gibt es auch Europäer oder Gebildete, die auf gleicher Stufe stehen wie diese Zulu-Naben, die die Schönheiten der Natur auch so mit blöden Augen anschauen wie sie? Ihr werdet vielleicht denken, nein, solche Europäer gibt es nicht. Nun, das ist zu bezweifeln. Hören wir nun Folgendes aus dem Leben:

Einige Wochen nach dem oben Erzählten kam ein Herr in Begleitung von zwei Damen hierher nach Centocow auf Besuch. Die Besucher wollten die neue Kirche, die Werkstätten, die Obstbaumschulen und ganz besonders die Handarbeiten der Schulkinder sehen. Der Bruder Fremdenführer zeigte ihnen bereitwillig all das Gewünschte. Laßt uns die kleine Gesellschaft im Geiste begleiten und der Führer soll erzählen von dem, was er sah und hörte.

Der Herr, ein bekannter Farmer vom nahen Städtchen Cociphon brachte die Damen mit seinem Motorwagen hierher. Die ältere der beiden Ladies war die Frau eines protestantischen Missionars. Sie war eine tiefgläubige, feingebildete Person und einfach gekleidet. Die jüngere war die Frau eines sehr reichen Farmers von Transvaal. Sie war unglaublich wie ihr Mann und wie die Familie, aus der sie stammte. Nie in ihrem Leben hatte sie gearbeitet und war nach der neuesten „Londoner Mode“ gekleidet. Mit kurzen Worten, sie war eine stolze Welt-dame und eine Neuheidin.

In der Schreinerei, Schmiede und Korbflechterei waren beide Damen voll des Lobes über die nützlichen Arbeiten, die die Schulkinder machten und jede von ihnen kaufte einige Handkörbchen, von geschälten Weiden geflochten. In der Mädchenschule zeigte ihnen die Schwester Lehrerin die kunstvoll geflochtenen Matten aus Binsen, die Häkel- und

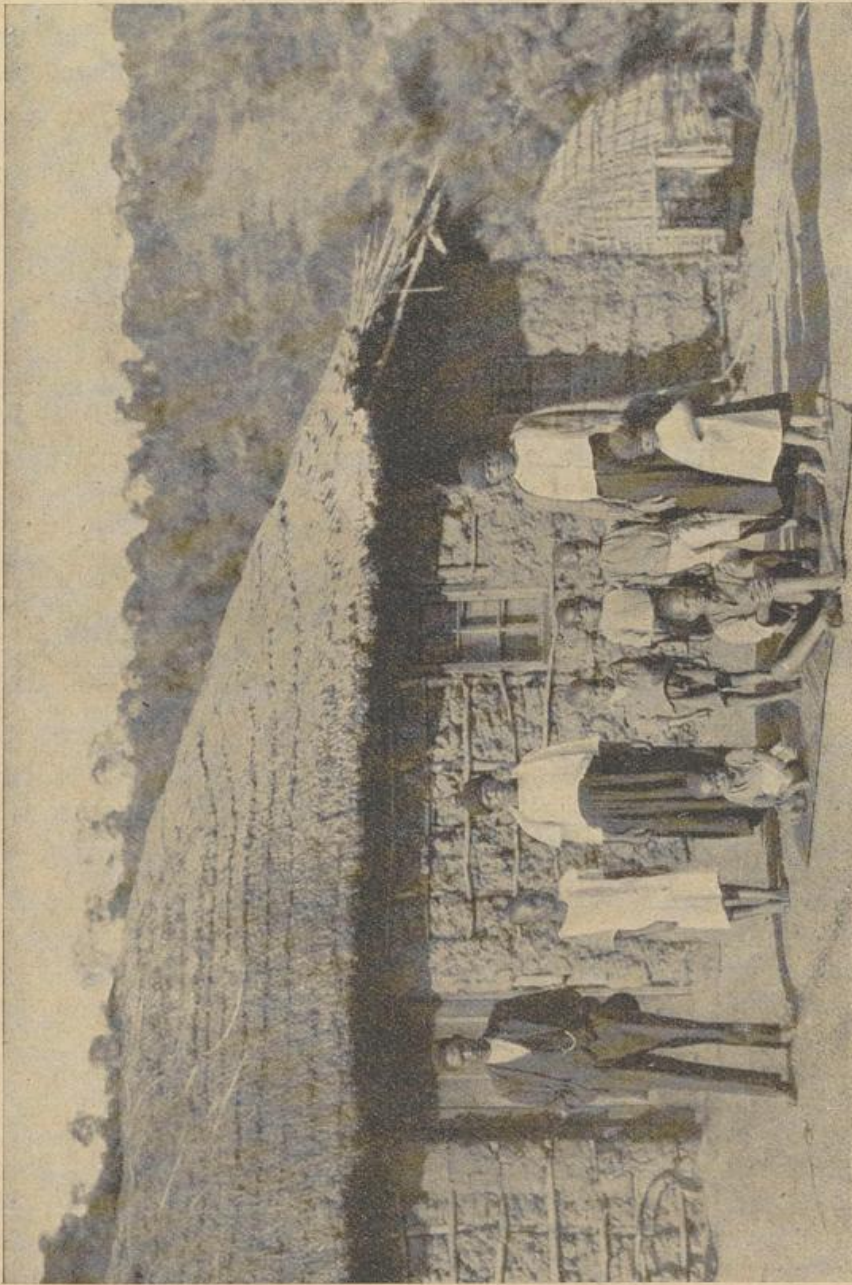
Näharbeiten der Mädchen. Die Pastorsfrau war ganz entzückt über die feine, saubere Ausführung der verschiedenen Artikel und kaufte ein ganzes Duzend von den kleinen, zierlich geflochtenen Matten und Handtaschen, um dieselben nach London zur Ausstellung zu schicken.

Die jüngere Dame langweilte sich, betrachtete die Wandkarten im Klassenzimmer und fragte schließlich die Schwester in sehr höflichem Tone: „Wäre es nicht besser, die Mädchen würden auf dem Felde jäten oder irgend eine grobe Arbeit tun als diese feine Sachen machen?“ Die Schwester erklärte der Dame ebenso höflich und taktvoll, wie alle Handarbeiten, die da vor ihr liegen, von der Regierung vorgeschrieben sind, und wie eine staatlich geprüfte Industriellehrerin jedes Jahr vor Schluß alle Arbeiten der Kinder examiniert und die Noten dafür austeilt.

Von der Schule gingen wir zur neuen Kirche. Dieselbe ist umgeben von einem Blumengärtchen, das mit Drahtgeflecht umgeben ist. Auf der Ostseite ist ein Stand mit allen möglichen Topfblumen und Blattpflanzen. In der Kirche mußte die ältere Dame dann der jüngeren alles, aber auch alles erklären. Der Zweck und die Bedeutung der Altäre, des ewigen Lichtes, des Taufsteines, der Beichtstühle, der Kanzel . . . jedoch verständnislos betrachtete diese alles, was sie sah, und schüttelte nur ab und zu den Kopf, der mit dem Strohhute bedeckt und dieser mit einem Kranz künstlicher Rosen umwunden war. Die Protestantin benahm sich sehr ehrfurchtsvoll im Gotteshause. Sie machte vor dem Allerheiligsten eine Kniebeugung bis auf den Boden, wie sie ein Katholik auch nicht besser machen könnte. Die andere Dame — sie ist, wie bereits erwähnt, noch Heidin, da sie nicht getauft ist — schaute umher, als ob die Kirche ein Theateraal wäre.

Nachdem wir die Kirche verlassen hatten, zeigte sich so recht das tief-fromme Gemüt der älteren Dame, indem sie sagte: „O hätten wir doch auch Altäre wie ihr Katholiken! Wie gerne würde ich sie schmücken mit den schönsten Blumen. Ich beneide fast die Schwester Sakristanin um ihre Arbeit und um die vielen, zarten Blumen hier im Gärtchen.“ Auf ihre Bitte erhielt sie zwei Töpfe mit blauen und roten Primeln und einen mit Begonia-Rex. Ferner sagte sie: „Wo immer sich Gelegenheit biete, eine katholische Kirche oder Kapelle zu besuchen, so benütze sie dieselbe.“

Doch hören wir auch, wie die jüngere Dame für Eindrücke empfing von all dem Schönen, das sie gesehen hatte. Verständnislos, fast geringschätzig, horchte diese auf die begeisterten Äußerungen ihrer Freundin und in nichtigtuender, überlegter Weise sagte sie mit ihren dünnen, näselnden Stimmchen ungefähr folgendes: „Die hohe, geräumige Kirche gäbe eine ausgezeichnete Scheune. Eine schöne, fette Kuh anzusehen wäre ihr lieber als all der vielen unnötigen und wertlosen Kram, der in dem Gotteshause sei. Hätte die Schwester in das Gärtchen und in die



Christliche Familie vor ihrem Heim

Töpfe saftiges, nahrhaftes Gras gepflanzt, so wäre das von mehr Nutzen als dieses blühende Unkraut, das überdies viel Pflege brauchte und so mit Zeitverschwendung sei."

Worin besteht da der Unterschied zwischen dem Schönheitssinn der ungebildeten Heidenbuben und dem der hochzivilisierten, feinen Welt-dame? Beide Teile schauten die herrlichen Gaben Gottes an mit den Augen eines vernunftlosen Tieres, das sich nur freut über kräftiges, reichliches Futter. Etwas Höheres gibt es für ein Tier nicht und es braucht auch nicht mehr. Dafür ist es eben ein vernunftloses Geschöpf.

Die Ursache der Gleichgültigkeit der Knaben an den Wunderwerken Gottes war: Unwissenheit und Aberglauben; die der Dame war auch Unwissenheit und religionslose Erziehung. Beide Teile waren aber Heiden wie ihre Eltern. Kann man sie darum entschuldigen? Oder sind sie zu bemitleiden?

Bilder aus dem Leben unter den Schwarzen

Von P. Kammerlechner, R. M. M.

II. Unsere Schwarzen und ihr Speisezettel

Es ist ganz natürlich, daß bei einem jeden Menschen das Essen eine große Rolle spielt. Es ist das herausgewachsen aus dem Willen des Schöpfers, der in die Natur den Selbsterhaltungstrieb hineingelegt, der einen jeden Menschen dazu antreibt, seinem Körper die nötigen Nährstoffe zuzuführen. Doch so verschieden die Völker, so verschieden auch der Speisezettel. Ja schon jede Gegend hat auch in dieser Beziehung ihre Eigenart. So liebt der Bayer seine Knödel, der Schwabe seine Kässpäzen, der Norddeutsche seine Kartoffelpuffer und ein jeder wird dabei dick und fühlt sich gesund und munter, darum wollen wir auch keinem betreff seiner Geschmacksrichtung einen Vorwurf machen, dient doch ein jeder, der eine mit seinen Knödeln, der andere mit seinen Kässpäzen und der andere mit seinen Kartoffelpuffern dem großen Gesetz der Natur, sein Leben zu erhalten, solange es seinem Herrgott gefällt. Das sollst du auch bedenken, wenn ich dir nun einiges erzähle über den Speisezettel unserer Schwarzen. Allerdings wenn du leicht zum Ekel gereizt wirst, dann wird es schon besser sein diese Zeilen nicht unmittelbar vor der Mahlzeit zu lesen und in deinem Gemüte zu erwägen.

Jedes Volk kennt nun eine Hauptspeise, die von allen gegessen wird und die wohl dem Körper einen großen Teil der Nährstoffe zuführt. So haben wir in Europa das Brot. Jeder Mensch ißt es, bei jeder Mahlzeit kommt es auf den Tisch und immer wieder schmeckt es gut. Drum beten wir auch „gib uns heute unser tägliches Brot.“ So haben unsere Schwarzen als Hauptnahrung ihren „zadza“, das ist ein ganz ganz fest gekochter Brei aus Maismuß oder aus ihrem einheimischen

Kornmehl. Der „zadza“ ist nun ihre Hauptnahrung und bildet auch den Hauptbestandteil einer jeden Mahlzeit. Doch ißt der Schwarze den „zadza“ nicht allein, sondern er muß immer dazu auch eine Zuspeise haben, das sogenannte „muriwa.“ Erst beim „muriwa“ beginnt der eigentliche Speisetzettel unserer Schwarzen.

Sonderbar, daß die Menschen im Grunde genommen so ziemlich gleich sind, ob sie nun eine schwarze oder weiße Hautfarbe haben. So lieben auch unsere Schwarzen in erster Linie als Zuspeise „nyama“ = „Fleisch.“ Wie es nun auch in Europa eine ganze Menge der verschiedensten Fleischspeisen gibt, so ist auch das „nyama“ unserer Schwarzen im allgemeinen sehr reichhaltig. Wenn es nur Fleisch ist, es geht nicht so genau, er fragt nicht viel nach dem „Woher.“ Nur das Affenfleisch ißt er nur im äußersten Notfall. Dadurch gibt er seine Verachtung diesen Tieren gegenüber kund; denn die Affen sind seine Hauptfeinde, die ihm viel zu schaffen machen auf seinen Feldern. Drum verprügeln sie auch selbst einen toten Affen noch, damit er es sich endlich gemerkt sein läßt, daß man nicht stehlen darf. So strafen sie auch sogar noch sein Fleisch mit Verachtung.

Ziegen-, Ochsen-, Schweine-, Hühner-Fleisch wandert auch in des Schwarzen Küche, genau so wie in Europa. Ein in Europa aber nicht bekannter Leckerbissen sind die Mäuse. So haben hier zu Lande die Katzen nur das Rattenfangen als ihre Aufgabe zugewiesen. Da eine gebratene Maus ist etwas derartig Feines — ein Bub auf der Station meinte einmal gegenüber der Schwester, ob er nicht wenigstens — es war eben Freitag — die Schwänzchen essen dürfte? Man möchte doch auch meinen, die kath. Kirche hätte das Fastengebot etwas genauer festsetzen können und nicht einfach zwischen kaltblütigen und warmblütigen Tieren unterscheiden können, sodaß doch wenigstens Mausschwänzchen erlaubt wären.

Da wie hoch so eine Maus in Ehren steht beweist die Tatsache, daß auf diesem Gebiet nach Eingeborenengebrauch der Bursche sich als Kavalier zu zeigen hat. Fängt er eine Maus und kommt gerade ein Mädchen dazu, so bekommt dieses den Fang zum Geschenk. Der Eingeborene geht mit dem Fleisch sehr sparsam um, alles wird gegessen, nichts weggeworfen. Die Eingeweide werden natürlich auch als „nyama“ hochgeschätzt. Doch gibt er sich nicht so viel Mühe mit der Zubereitung, wie das in Europa zu geschehen pflegt, wenn man überhaupt diese Teile verwendet und nicht wegwirft. Das Gedärme wird einfach ausgestreift und dann ohne es lange zu waschen gekocht und dient als ausgezeichnetes „muriwa.“ Wenn nun dabei auch nicht der ganze Inhalt aus den Gedärmen entfernt werden kann, was tut das zur Sache. Er hat dann eben gleich etwas Gemüse zum Fleisch und zudem ist es sehr leicht verdaulich, da es schon einmal durch einen Magen gewandert.

Nun eigentlich ist das gar nichts so besonderes; denn auch in Europa ist die feine Welt ihre Schnepfenbrötchen. Ein gar großer Leckerbissen sind dann auch die Heuschrecken. Doch ist der Eingeborene nicht alle Arten die hier vorkommen, sondern nur die edleren. Ich verweise hierin nur auf den Artikel von Hochw. P. Ign. Arnoz, März 1926: „Allerlei aus Rhodesia.“ Als ich in Rufapi, der Bahnstation von Trias Hill ankam und von da meiner neuen Heimat zufuhr, sah ich einige Schwarze, die auf einer Wiese an einem Bach entlang von einer Art Gras irgend etwas abpflückten und dann in den Mund steckten. Auf meine diesbezügliche Frage, was das für Beeren seien, die diese da eben essen, meinte der Bruder: „Die sammeln Raupen.“ Ja man kann das schon verstehen, daß das eine sehr fette, saftige Zuspense geben muß. Darum züchten manche gleichsam diese Art Edelraupen, sie pflanzen in der Nähe ihres Kraals solche Bäume auf denen diese Raupen leben, wie man auch der Seidenraupen wegen Maulbeerbäume pflanzt und sammeln dann von ihren Bäumen Raupen, wie man in Europa Apfel und Birnen sammelt.

Auch die Heuschrecken und Raupen hat nun das kirchliche Fastengebot nicht berücksichtigt und es ist die Frage „Raupen und Heuschrecken Fastenspeise oder nicht“ eine schöne Preisaufgabe für einen Gelehrten in der Theologie. Gibt es in einer Gegend Fische, so bereichern auch diese den Speisezettel. Nur ist der Eingeborene viel praktischer veranlagt als der Europäer. Warum denn lange die Fische ausnehmen? Wie sie sind so werden sie gebraten und gegessen. Es ist doch auch zu dumm, in Europa nimmt man die Tiere aus um sie dann irgendwie wieder zu füllen. Die Natur hat doch den Fisch gefüllt mit lauter Sachen, die der Magen verdauen kann, also ist er — besonders wenn sie klein sind — nur gefüllte Fische. Aber der Europäer, der prozig seine Auster hinunterschluckt hat wohl keinen Grund, auf unseren biedereren Schwarzen einen Stein zu werfen.

Als ich kürzlich auf einer Außenstation übernachten mußte, da der Weg zu weit war, um erst am Morgen hinzufahren, war ich selbst Zeuge, wie gut so ein „muriwa“ munden kann. Ich saß im Kraal auf einer Trommel und weinte unfreiwillig Tränen, da ich den Rauch vom Feuer nicht mehr gewohnt war — denn das Feldleben als Frontsoldat liegt schon zu weit zurück, da war ich so etwas allerdings gewohnt. Die beiden Mädchen, die die Sachen für die hl. Messe und mein Essen auf die Station getragen hatten, saßen neben mir am Boden und hielten gerade Abendmahlzeit. Zuletzt stellte die Besitzerin des Kraals noch einen Topf mit besonders feinem „muriwa“ an das Feuer; denn gar bald fing es im Topf zu brodeln an. Ich konnte zwar nicht recht unterscheiden, was es war, aber es mußte dem Ton nach etwas recht fettes sein. Es waren so sonderbare Dinge, die gar sehr wie Raupen aussahen. Als aber dann nach kurzer Zeit meine beiden Trägerinnen

eines nach dem anderen zu ihrem „zadz“ verspeisten und der Ton des Rauens verriet, daß sie gar knusperig gebraten, da wäre mir bald selbst das Wasser im Munde zusammengelaufen. Aber trotzdem habe ich nicht gewagt nach Außen das Geringste davon merken zu lassen, um die Mädchen nicht in Versuchung zu führen, sich selbst Abbruch zu tun und mir etwas von ihren Leckerbissen anzubieten. Auch die fliegenden Ameisen oder Termiten oder Grillen zählen zu diesen Leckerbissen.

Außer tierischen Nahrungsmitteln genießt der Eingeborene als Zusperte auch sehr viele Pflanzen und Wurzeln. Vieles was der Europäer als Unkraut bezeichnet gilt bei ihm als sehr gesuchtes „muritwa.“ Doch steht auch manches auf seinem Speisezetteln, was auch der Missionar sehr gerne annimmt, wenn er in den Kraal kommt, dazu zählt in erster Linie der Maiskolben. Gekocht oder am Feuer geröstet schmeckt er ausgezeichnet und ist nach anstrengender Tour auch für einen europäischen Magen durchaus nicht zu verwerfen.

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Ein lautes Lachen füllte die Gerichtshalle; sogar die Kommissäre nickten sich schadenfroh zu, daß der Bischof von einem Kinde im Katechismus so meisterlich in die Enge getrieben wurde. Chatterton biß sich auf seine dicke Unterlippe und warf einen verlegenen Blick auf den Grafen, der sich behaglich den Bart strich und keine Miene machte, dem Manne zu Hilfe zu kommen. Nun suchte der Prälat seine Schlappe durch eine Flut von Schmähungen zu verdecken, indem er die Katholiken verknappte Wiedertäufer schalt, die jeden Eid als unerlaubt betrachteten.

Graf Derby machte diesem Jornesergusse dadurch ein Ende, daß er selbst das Verhör wieder aufnahm. Er versicherte dem Knaben, er würde ihm keine Frage über seinen Oheim mehr vorlegen, wenn er ihm verspräche, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen. Das lehnte aber John mit Entschiedenheit ab. Der stattliche Mann mit der schweren goldenen Kette aus dem dunkeln Sammetwamse versuchte es nun mit dem lockendsten Versprechen, das er machen konnte.

„Geh nur ein einziges Mal in die protestantische Kirche“, sagte er, „und ich fordere gar nicht, daß du dem Prediger glaubst, — so will ich dich unter meine

Vagen aufnehmen, und der Weg zu Ehre und Ruhm ist dir geebnet.“

Das Anerbieten war in der Tat lofsend; denn mit dem Grafen Derby konnten sich wenige unter den Großen Englands an Rang, Reichtum und Ansehen messen. Gespannt harrten die Zuhörer auf die Antwort des Kindes, und die verschleierte Dame saß zitternd nach der Brüstung der Galerie. Aber John bedachte sich keinen Augenblick; seine Wünsche waren ja auch ganz andere als weltliche Ehre. „Lieber wollte ich, der katholischen Kirche treu, betteln gehen, edler Graf“, sagte er, „als mit der Schuld des Abfalles beladen an Eurem erlauchtem Hofe Eure Ehren teilen.“

Da hielten sich die zahlreich anwesenden Katholiken nicht länger; laute Zeichen des Beifalles wurden gehört, und von der Seite her, wo die verschleierte Dame stand, rief eine Frauenstimme: „Bravo, John!“ Die Stimme mußte dem Knaben wohl bekannt sein; denn er wandte sich leuchtenden Blickes der Galerie zu, und das scharfe Kinderauge hatte rasch die Mutter unter ihrer Verhüllung entdeckt. Aber nur einen Augenblick sah er die liebe Gestalt; dann trat sie mit einer leichten Handbewegung grüßend hinter eine Säule, bevor der Blick

eines Richters oder Häshers sie entdeckte.

Die Kommissäre eilten nun zum Abschlusse; denn sie fühlten, welch ungünstigen Eindruck für ihre Sache das kluge und standhafte Benehmen des Knaben auf Katholiken wie auf Protestanten ausübe. Nach kurzer Beratung theilten sie den Knaben wegen Halsstarrigkeit gegen die Gesetze zur Haft in einer Strafanstalt, bis er dem protestantischen Gottesdienste beiwohnen wolle. Dann wurde John abgeführt.

Jetzt folgte ein Austritt anderer Art. Nochmals verließ der Gerichtsschreiber den Namen Worthington, und der Großvater des Knaben, welcher eben also heldenmütig für seinen Glauben gezeugt hatte, trat oder wankte vielmehr unsichern Schrittes vor die Schranken.

Sir Richard war nach dem verhängnisvollen Besuche beim Oberheriff in der Nacht noch den weiten Weg nach Hause geritten. Kurz vor Tagesanbruch erreichte er Blainsco Hall, schloß sich sofort in sein Zimmer ein und suchte Ruhe und Schlaf auf seinem Lager. Aber umsonst; die Aufregung seines Geistes besiegte die körperliche Müdigkeit und jagte das Blut fieberisch durch seine Adern. Hundertmal sagte er sich vor: „Du hast nur deine Pflicht getan“, und hundertmal strafte ihn sein eigenes Herz Lügen. Dann sah er wieder den verachtungsvollen Blick des Sheriffs, der sich wie ein kalter Stahl in seine Seele senkte, und eine Stimme in seiner Brust sagte ihm das einzige Wort: „Judas!“

Der unglückliche Greis, dessen Gewissen nach der That furchtbar erwachte, wälzte sich auf seinem Lager hin und her und suchte das Geschehene zu vergessen. Andere Bilder traten vor sein geistiges Auge, aber keine tröstlichen. Er sah den Sohn, den er verraten hatte, in den Händen der Häsher, und er begleitete ihn in Gedanken vor die Richter, in die Folterkammer und auf das Blutgerüst. Schauernd wandte er sich ab und stöhnte: „Ich mußte ja, ich mußte! Sollten wir denn alle verderben?“ und suchte abermals den Schlaf, der seine Liden floss.

Müde und abgehekt erhob er sich endlich von seinem Pfühle, zog die schweren Vorhänge vom Fenster weg und schaute in den trüben Wintertag hinaus. „Weiß, weiß, alles weiß“, murmelte er vor sich hin, — „und deine weißen Haare sollen dich erinnern, daß deiner Tage nicht mehr viele sein können, hat sie gesagt. Wie kalt läuft es mir durch die Glieder!

Bin ich nicht krank?“ Der Greis trat vor den Spiegel und starrte seine welken, von weißem Haar umrahmten Züge an. „Wie schlaff, wie aschgrau!“ stammelte er und wandte entsetzt seine Augen von dem Spiegel ab. „Und hier, hier brennt es wie Feuer“, seufzte er, die Hand auf seine Brust legend. „Aber es ist doch nicht Krankheit, es ist bloß — Aufregung. Ich will vergessen, was einmal geschehen mußte; dann wird es besser werden. — Nein, ich bin nicht krank!“

Und der Kranke suchte zu vergessen. Trotz des schlechten Wetters ließ er sich ein Pferd vorführen, ritt von Pachtgut zu Pachtgut in die Runde, beschaute die weiten Saatsfelder, die jetzt unter der wohlthätigen Schneedecke schlummerten, die gefüllten Speicher, die reichen Stalungen, das stolze Schloß und alles, was sonst sein Herz erfreute; allein jetzt fand er keinen Genuß. Heimgekehrt, eilte er von Furien getrieben von Zimmer zu Zimmer und stieß überall auf Erinnerungen an seinen Enkel, der ihn seines Grußes nicht würdig hielt, an seine Schwiegertochter, die ihn an den nahen Tod mahnte, an seinen Sohn, den er verraten hatte. Er ging in ein feuerfestes Turmgemach, wo in eisernen Truhen Gold und Silber lag; aber der rote Glanz des Metalles tat ihm wehe, und die Stimme in seiner Brust sagte: „Judas — die dreißig Silberlinge!“

Sir Richard setzte sich todmüde an das Kaminfeuer in der großen Halle; allein auch hier hielt er es nicht lange aus. Die Bilder der Ahnen schauten so furchtbar ernst auf ihn herab, wie er sie nie gesehen. Es war ihm, als hörte er sie ihm zurufen: „Verräter!“ Der Greis suchte nun in guten Vorsätzen seine Ruhe; er wollte es vermeiden, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen; er wollte seinen Enkel doch im geheimen katholisch erziehen; er nahm sich vor, eine bedeutende Summe an die Armen zu verteilen.

Die Nacht war hereingebrochen, und der alte Tom brachte seinem Herrn den Schlaftrunk. Zu seinem Erstaunen lud ihn Sir Richard ein, zum zweitenmal in seinem Leben, sich zu ihm zu setzen und den Becher mit ihm zu teilen. Er fürchtete sich auf dem einsamen Zimmer. Kopfschüttelnd gehorchte der Diener, vor sich himmelmelnd: „Jetzt glaube ich bei nahe, was man unten in der Gesindestube munkelt — das ist eine Aenderung vor dem Tode!“

Diesen Abend sprach der alte Herr dem Weine mehr als gewöhnlich zu, und sie saßen bis nach Mitternacht beim Glase; er wurde redselig und erzählte endlich dem ehrlichen Tom die Erlebnisse des vergangenen Abends. Allein statt Billigung bei dem Manne zu finden, der bis jetzt nie gewagt hatte, einen Tadel gegen seinen Herrn auszusprechen, fand er diesmal un verhohlene Entrüstung. Mit Tränen in den Augen wollte er eben dem Herrn den Dienst künden, als heftiges Pochen am Haupttore seinem Worte zuvorkam.

Ein Diener meldete den Untersheriff; zwei Minuten später war Sir Richard verhaftet. Noch las er in dem Verhaftungsbefehle den Grund: „Ein verkappter Papist und dringend verdächtig, die Flucht seines Sohnes, eines römischen Mischpaffen, durch Täuschung der Obrigkeit ermöglicht zu haben“ — dann fiel er bewußtlos in seinen Lehnstuhl zurück. Der Sheriff bewachte ihn diese Nacht und führte ihn des andern Morgens gefangen nach Preston.

Furchtbar war das Erwachen des alten Mannes, der soeben noch eine Zentnerlast auf sein Gewissen geladen hatte, um vor dem Gerichte sicher zu sein, und der sich nun in seinen eigenen Schlingen gefangen sah. Es ist begreiflich, daß dieser Schlag die Lebenskraft des Greises bedenklich erschütterte. Nur zu wohl wußte er, daß in jenen Tagen auch bei bloßem Verdachte des Hochverrates zur Folter geschritten wurde — was sollte aus ihm werden? Angst und Schuld- bewußtsein machten ihn beinahe wahn- sinnig, und so sehen wir Sir Richard bebend und in furchtbarer Aufregung vor seinen Richtern stehen.

Die Anklage wurde verlesen und durch die Aussage Sir Edmund Traffords und des Untersheriffs erhärtet; die Beteuerung, es sei wirklich seine Absicht gewesen, seinen Sohn den Gerichten zu überliefern, fand keinen Glauben, weckte aber sowohl bei den Richtern als bei den Zuhörern das Gefühl des Abscheues. Nochmals forderte Graf Derby den Angeklagten zu einem offenen Geständnisse auf; so nur könne er der Strafe des Hochverrates entgehen.

„Aber so wahr ich hier vor Eurer Lordschaft stehe“, jammerte der Greis, „ich weiß es nicht.“ Dann stürzte er seinen Richtern zu Füßen und beteuerte seine Unschuld. Alles habe er ja getan, um den Gesetzen zu entsprechen; er be-

juche die Predigt des lautern Wortes und wolle sich allem fügen, was Ihre Majestät von ihm verlange.

„Sagt uns, wo Euer Sohn ist“, wiederholte der Graf, „wenn wir Euern Beteuerungen glauben sollen.“

„Aber ich weiß es nicht“, stöhnte der Alte in Todesangst.

„So besinnt Euch bis morgen, und ich rate Euch, daß Ihr es dann wißt; sonst möchtet Ihr mit „Skavingers Tochter“ unliebsame Bekanntschaft machen.“

„Skavingers Tochter“ war eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge, das auch auf deutschem Boden in den schrecklichen Herenprozessen Hunderten von Opfern Ströme von Blut und Todeschweiß erpreßte und das in der grausamen Priesterheke unter Elisabeth ausgiebig angewendet wurde. Bei der Nennung dieser Folter stieß Sir Richard einen gellenden Schrei aus und raufte sich die greisen Haare. Auf einen Wink des Vorsitzenden wurde er abgeführt, und der Graf schloß die Sitzung mit dem gewohnten Rufe: „Lange lebe die Königin!“

„Lange lebe die Königin!“ wiederholten die Kommissäre; aber nur wenige Stimmen von den Galerien beteiligten sich an dem Rufe. Schweigend und tief ergriffen verließ die Menge die Gerichtshalle.

Draußen auf dem Platze, auf den sich bereits die Dämmerung gelagert hatte, sagte Mr. Clayton, der Töpfermeister, leise zu seinem Gevatter: „He, was meint Ihr? Mir hat der Junge das Herz im Leibe herumgedreht, und was er sagte, hat mir besser getan als zehn Predigten. Nun lasse ich mich wieder gerne um des Glaubens willen strafen und schinden.“

„Ja, ja“, antwortete der Schuster, „und der Alte — wer sollte glauben, daß sie vom selben Stamme wären? — hat uns auch eine Predigt gehalten, so über den Judas, meine ich. Für alles Leder in der Welt möchte ich nicht in seinen Schuhen stecken. Gute Nacht! Man darf sich so etwas heutzutage nur in die Ohren sagen.“

Die beiden Meister trennten sich. Mr. Clayton war aber kaum in die nächste Gasse eingebogen, da trat aus dem Schatten eines Hauses die verschleierte Dame auf ihn zu, welche er neben sich auf der Galerie gesehen hatte.

„Ihr seid ein Katholik und Ehrenmann, wie ich glaube“, redete sie ihn an. „Könnt Ihr der Mutter des jungen

Worthington eine Zusammenkunft mit dem Gefängniswärter der Friary, Eurem Anverwandten, vermitteln?“

„Seid Ihr Lady Worthington?“ fragte der Töpfer. „Gott segne Euch, gnädige Frau! Folget mir, das wird sich schon machen lassen.“

„Heute abend noch?“

„In einer Stunde.“ Und die beiden schritten durch Gassen und Gäßchen, bis sie ganz nahe an der Ringmauer in ein kleines Häuschen traten.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Schweigend ragten die altertümlichen Giebel und Türme zum dunkeln

Himmel empor, von dessen Bogen zahllose Sterne in funkelnder Pracht auf die kalte Erde hernieder schauten.

Ob der kleine John in seinem Kerker sie sah, und ob er des Liedes gedachte, das sie den schützenden Engeln verglich? Ganz gewiß wachten zwei über seinem Lose: ein himmlischer, der heute das Glaubensbekenntnis des Knaben mit leuchtenden Schriftzügen in das Buch des Lebens eingetragen hatte, und auch ein sichtbarer auf Erden, der alles aufbot, ihm Trost und Ermutigung und wo möglich die Freiheit zu bringen — die liebe Mutter.

V. Weitere Schicksale

Keine zweihundert Schritte von dem Hause des Töpfermeisters lag ein uralter, düsterer Klosterbau, die „Friary“. Schon im Jahre 1221 von einem Grafen von Lancaster für die „Grauen Brüder“, die Franziskaner, erbaut, war das Gebäude der Bestimmung treu geblieben, bis Heinrich VIII. die Mönche vertrieb; jeither hatte man das Haus in ein Gefängnis umgewandelt, und so finden wir John in einer Klosterzelle eingesperrt.

Müde von den aufregenden Ereignissen des Tages, hatte sich der Knabe nach einem kurzen Abendsegen auf sein hartes Strohlager geworfen und war mit der Erinnerung an seine liebe Mutter fast unmittelbar eingeschlummert. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als lautes Klagen und Wimmern ihn weckte. Erschrocken schaute er sich in der vollständig dunkeln Zelle um und konnte sich anfangs keine Rechenschaft geben, von wannen diese Klageklänge kamen. Schon bezeichnete sich der Knabe zitternd mit dem heiligen Kreuzzeichen und wiederholte das Abendgebet; denn er erinnerte sich an die schauerlichen Gespenstergeschichten der alten Martha — und wahrlich, die dumpfen Klostergänge und halbzerfallenen Zellen machten schon an sich einen unheimlichen Eindruck —, als er in der Nähe deutlich gesprochene Worte von einer bekannten Stimme vernahm.

„Das ist der Großvater“, sagte John und erhob sich von seinem Lager, um an der Wand zu lauschen, durch welche das Jammern zu ihm herüberdrang. Eine Weile hatte er den Klagen zugehört, ohne sie zu verstehen; auch konnte er sich gar nicht zurechtlegen, wie der Großvater in das Gefängnis gekommen sei. Eben

wollte er klopfen und rufen, als sich durch den Gang Schritte nahen und gleich darauf ein Schlüssel in der Tür rasselte. Knarrend öffnete sie sich, und der Gefängniswärter trat mit einem Körbchen und einer Laterne ein, deren Licht die rauhen, aber im Grunde gutmütigen Züge des alten Graubarts beleuchtete.

„Oho, Bürschchen, noch munter?“ redete der Mann John offenbar in etwas weinseliger Laune an. „Sind meine Eiderdaunen nicht weich genug? Ha, ha, ha! Nun aufgepaßt, kleiner Spatz!“ Hiermit zog er das Tüchlein von dem Korbe weg und begann ein reichliches Abendbrot auszuframen, daß dem ausgehungerten Kinde das Wasser im Munde zusammenlief. „Na, das hast du eigentlich nicht verdient, da du mich heute von wegen des Weines vor der ganzen Stadt an den Pranger stelltest. Aber sie wissen es doch, daß es auf Befehl des Bischofs geschah. Und weißt du auch, von wem all die schönen Sachen kommen? Von Mama! Jetzt wird es dir erst schmecken. Nun, es ist auch nicht mein Schaden gewesen“, fügte er bei und kimperte vergnügt mit einigen Kronen in seiner Ledertasche. „Natürlich wirst du reinen Mund halten; daß du es kannst, habe ich heute gesehen. Sonst ginge es dir schlimm und mir an den Kragen.“

„Die Mutter schickt mir dieses!“ jubelte der Knabe. „O laßt sie zu mir herein, nur auf ein Stündchen, jetzt in der Nacht!“

„Das wollte sie auch; aber ich kann sie an der Wache unten nicht so leicht vorbeibringen wie das Körbchen da. Doch was gibt es denn da drüben?“ unterbrach sich der Wärter; denn eben tönten die Klagen, die den Knaben aus seinem

Schläfe geweckt hatten, lauter und heftiger herüber.

„Ich glaube, es ist mein Großvater; aber ich weiß nicht, wie er hierher kam, noch was ihm diese Klagen erpreßt“, sagte John.

„Wie er hierher kam, weiß ich wohl, und was ihn jammern macht, kann ich mir denken“, erwiderte der Mann. „Weiß Gott, es wäre mir auch nicht zum Lachen, wenn mir für morgen des „Sklavingers Tochter“ in Aussicht stünde! Doch wir wollen hinüber und hören, was ihm fehlt.“

John hatte schon oft von dieser schrecklichen Marter gehört und folgte dem Gefängniswärter zitternd in die Zelle seines Großvaters. Sie fanden Sir Richard in einem furchtbaren Zustande der Aufregung. Schon die Gewissensbisse, welche der unseligen Tat des Verrates folgten, und dann die plötzliche Verhaftung hatte seine Gesundheit erschüttert; unter der heutigen Szene in der Gerichtshalle aber und unter der Androhung der Folter brach sie völlig zusammen. Er lag jetzt in einem heftigen Fieber, das bei seinem Alter wohl tödlich werden konnte. Als der Greis die Schlüssel klirren und die Türe sich öffnen hörte, verfrucht er sich in seine Wolldecke und schrie: „Sie kommen! Sie führen mich in die Folterkammer!“

„Beruhigt Euch, Sir Richard, es ist noch nicht an dem. Seid Ihr krank?“ fragte der Wärter mit mehr Mitgefühl, als man seinem rauhen Äußern zutraut hätte, und leuchtete dem Greise in das fieberglühende Antlitz.

„Krank?“ erwiderte Sir Richard, sich zitternd aufrichtend und das greise Haar aus der Stirne streichend. „Krank? Nein, ich bin nicht krank. Meine Haare sind zwar weiß; aber habt Ihr es nie gesehen, Freund, daß man mit weißem Haare noch lange Jahre lebt?“

„Bei Sanct Peter, dem Patrone aller Schlüsselleute in papistischen Zeiten, ich glaube, dein Großvater hat den Verstand verloren!“ rief der Wärter entsezt. „Rede du mit ihm, Knabe, vielleicht daß er dich erkennt.“

Schon kniete John neben dem Lager, und die knöcherne Hand des Greises ergreifend, fragte er mit Tränen in dem unschuldigen Auge: „Kennt Ihr mich nicht, Großvater?“

Der Alte stierte ihn eine Weile an, dann sagte er langsam: „Bist du es, John? Aber du wolltest mich ja nicht

grüßen, nur beten wolltest du für mich, beten, beten — und deine Haare sind noch so schön gelb! Ich sollte jetzt beten, aber ich kann nicht mehr, es ist zu spät!“

„Es ist nicht zu spät“, tröstete der Knabe. „Wir wollen zusammen beten: „Vater unser —“

„Still, John, du magst so beten; aber ein Mensch, der seinen Sohn verriet — kann der noch „Vater“ sagen? Und hörst du, John, ich habe dich sehr lieb, obschon du mich nicht grüßen willst, und höre, ich habe Gold, viel Gold, zu Blainsco Hall“, flüsterte er dem zitternden Enkel zu, „das alles soll dein sein und das ganze Haus und der aschgraue Pong, den du so liebst — nur sage mir, wo Thomas, dein Oheim, verborgen ist, damit ich es morgen dem Grafen Derby gestehen kann; sonst foltern sie mich, hörst du, und foltern mich zu Tode. Wehe, wehe!“ Laut jammernd und seine Haare raufend fiel der Greis erschöpft auf das Bündel Stroh zurück.

„Da werde ich wohl sofort den Doktor rufen müssen“, sagte der Wärter und stellte sein Öllämpchen in eine Mauernische. „Bleibe unterdessen hier und gib acht, daß er sich kein Leid zufüge.“

Die Gefängnistüre schloß sich, und John war mit seinem in wildem Fieberwahn liegenden Großvater allein. Es überlief ihn eine unaussprechliche Angst, der unglückliche Greis möchte so in diesem traurigen Zustande der Bewußtlosigkeit sterben, ohne Beicht und ohne Reue, und der Knabe wußte wohl, wie schrecklich es sei, unvorbereitet vor den ewigen Richter treten zu müssen. So fing er an, in seines Herzens Angst zu beten; er nahm seine Zuflucht zur Mutter Gottes und bestürmte sie mit Tränen und Bitten, sie möge den Großvater nicht in seinen Sünden sterben lassen, sondern ihm bei ihrem Sohne die Gnade der Bekehrung erflehen. „Mein ganzes Leben biete ich zum Opfer an. Täglich will ich zu dir beten! Zeige denn, daß du meine Mutter bist, und laß ihn nicht verloren gehen!“

In der Tat wurde der Greis, dessen Einbildungskraft sich seit dem Weggehen des Wächters wieder mit den quälenden Bildern der Folterkammer beschäftigt hatte, ruhiger, und seine farblosen Lippen sprachen hin und wieder dem vorbetenden Knaben die Namen Jesus und Maria bewußtlos nach. Als aber nach einer langen Stunde die Schlüssel wieder klirrten und der Wächter mit dem Arzte eintrat, packte ihn der Fieberwahn

aufs neue; stöhnend versuchte der Greis, sich unter der Decke seines Strohlagers zu verbergen.

Der Arzt untersuchte den Kranken kopfschüttelnd; dann ließ er ihm am Kopfe zur Ader, bis der Greis ohnmächtig zusammenbrach, verordnete Umschläge und entfernte sich. „Es muß gut gehen, wenn der Alte dieses Fieber übersteht“, sagte der Mann. „Jedenfalls ist für morgen und für viele Wochen die angedrohte peinliche Prozedur unmöglich. Laßt ihn in den Kapitelsaal tragen und in ein ordentliches Bett legen.“

John mußte nun in seine Zelle zurück. Zwei Tage nachher wurde der Knabe nach Manchester abgeführt. Als er Preston verließ, konnte er über das Befinden seines Großvaters nichts Weiteres erfahren, als derselbe sei zwar am Leben, aber immer noch ohne Besinnung.

Sir Richard schwebte noch mehr als eine Woche zwischen Leben und Tod; dann brach sich die Krankheit, aber es folgte keine eigentliche Genesung. Ein stumpfes, gefühlloses Brüten trat an die Stelle der Fiebertäuserei. Freunde verwendeten sich für ihn, und gegen hohe Bürgschaft gestatteten die Kommissäre, daß man den alten Herrn nach Blainisco Hall bringe, in dessen friedlicher Umgebung sein zerrütteter Verstand sich wohl noch einmal erholen dürfte.

Allein schon über einen Monat weilte er nun daselbst. Der Frühling war mit mildem Wetter und goldenem Sonnenschein gekommen; die Vögel im Schloßgarten sangen ihre muntern Lieder, und die Blumen in den Beeten entfalteten ihre Pracht, während rundum in dem schönen Talgrunde Baum und Busch, Wiese und Wald das schmucke Sommerkleid anlegten, ohne daß der milde Friede der Landschaft oder die trauliche Gewohnheit des alten Hauses einen günstigen Eindruck auf das Gemüt des Greises ausübte. Wenn das Wetter es gestattete, führte ihn der alte Tom, der den Herrn in seinem selbstverschuldeten Unglücke nicht verlassen mochte, in eine blühende Laube auf der Terrasse. Da saß der Geisteskranke den lieben langen Tag auf der Bank, zeichnete mit seinem Stocke regellose Linien in den Sand, streifte auch wohl mit blödem Auge über Gärten und Talgrund und schaute dann wieder stumpfsinnig vor sich hin, bis der Diener kam und ihn in das Haus zurückführte.

Während so der alte Worthington in

stumpsem Wahnsinne hinsiechte, hatte dessen Enkel die Standhaftigkeit seines Glaubens in schweren Kämpfen zu bewähren. Nach jener Schreckensnacht, in welcher er an dem Krankenlager des Großvaters kniete, wurde er nochmals, aber nicht mehr in der öffentlichen Halle, vor die Kommissäre geführt. Man bestürmte ihn wiederholt, er solle wenigstens einmal die protestantische Predigt besuchen; doch alles war umsonst. So schickte man ihn nach Manchester, jedoch nicht in die öffentliche Strafanstalt. Der Bischof von Chester hatte nämlich gesagt: „Wenn wir ihn zu den andern verstockten Papisten in das Gefängnis legen, so wird die Halsstarrigkeit des Bürschleins die alten Sünden in ihrem Aberglauben noch mehr befestigen.“ Die Kommissäre änderten daher das Urtheil dahin ab, daß sie John dem Bischofe selbst „zur Bekehrung“ überließen.

Chatterton gab den Knaben zunächst in die Hut eines eifrigen Anglikaners, der denselben in seinem Hause gefangen hielt und mit Liebe und Strenge zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen suchte. Härte und Schmeichelei bewiesen sich gleich fruchtlos. Man drohte ihm endlich mit der Strafe der Hochverräter, dem Galgen, da er sich ja weigere, die Befehle der Königin zu vollziehen. John nahm die bloße Drohung ernst; allein statt zu erschrecken, jubelte der Knabe vielmehr ob der frohen Aussicht auf die Marterkrone. Nach mehreren Wochen vergeblicher Proben wurde der Bischof ernstlich böse und übergab John einem wüthenden Puritaner, einem rohen Menschen, der sich angeboten hatte, dem papistischen Jungen binnen drei Tagen den römischen Aberglauben gründlich auszutreiben.

Gleich am ersten Morgen erschien der Mann mit einer geschmeidigen Haselrute am Bette des Knaben und befahl ihm, sich augenblicklich anzukleiden und mit ihm in die Predigt zu gehen. John weigerte sich, und zwanzig grausame Hiebe, die seinen Rücken mit blauen Striemen bedeckten, konnten ihm wohl Tränen und Klagen, aber nicht den geforderten Gehorsam erpressen. So ging es nun die drei Schmerzentage. Als diese Zeit vorüber war, fand man den Knaben in einem kläglichen Zustande, aber stark und freudig in seinem Glauben. Dieser Heldenmut machte großes Aufsehen; viele Protestanten tadelten den Bischof heftig, und unserm Gewährsmann zufolge

traten mehrere zur alten Kirche zurück, während manche wankende Katholiken in ihrem Glauben gestärkt wurden.

Der Bischof suchte den öffentlichen Sadel auf den Puritaner abzuwälzen und beschloß, auf anderem Wege den Willen des Knaben zu beugen; denn daß John zum Abfalle bewogen werde, war jetzt für Chatterton notwendiger als zuvor. Er lebte damals mit seinem glänzenden Gefolge unweit Chorley, nördlich von Wigan, auf einem katholischen Edelsitze, welcher dem Fiskus oder vielmehr den Kommissären verfallen war, weil sein Besitzer die hohen Geldstrafen nicht mehr erschwingen konnte. Dahn ließ Chatterton den Knaben bringen und behandelte ihn fortan als seinen Ehrenpagen. John trug nun Sammet und Seide, aß an der reichen Tafel des anglikanischen Prälaten und wurde mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oftmals mußte er zur Laute singen; dann lobten die Gäste seine glockenhelle Stimme und bedauerten nur, daß der hübsche Knabe so halbstarrig am alten papistischen Unfuge festhalte. Doch Chatterton pflegte ihn zu entschuldigen. „Das kommt“, sagte er wohl, „von der Erziehung, welche ihm durch seinen Oheim, den Mehlpaffen, und seine Mutter, die Schwester des fanatischen Alten, zu teil wurde. Nach und nach wird die römische Finsternis dem Lichte des Evangeliums weichen.“

In der Tat war die Versuchung in dem stattlichen Edelsitze unter der lockern, nichts weniger als sittenstrengen Umgebung für John viel gefährlicher als das Gefängnis in Preston oder die rohe Behandlung in Manchester. Aber der Engel des Herrn wachte über der Unschuld des Knaben, daß kein Gifthauch die Lilien seiner Seele berührte. Auch wurde ihm mitunter der Trost, durch einen Diener

des Bischofs heimlich ein Briefchen von seiner Mutter zu erhalten. Diese Zeilen, die er wieder und wieder las und gleich einem Amulette auf seiner Brust trug, machten John alles vergessen und erfüllten ihn mit Mut und Kraft. Er wußte, daß seine Mutter für ihn Sorge, und daß er nur mehr eine kleine Weile zu warten habe, bis alles zur sichern Flucht nach dem Festlande bereitet sei. Schon lange würde sie ihn den Händen seiner Versucher entrisen haben, hätte man nicht nach dem Gerichtstage von Preston auf Lady Worthington gefahndet; dadurch war sie gezwungen, sich mehrere Wochen verborgen zu halten. Jetzt aber durfte die Edelfrau schon wieder etwas wagen; sie hatte sich mit katholischen Familien der Nachbarschaft in Verbindung gesetzt, und die Flucht war auf St. Barnabas (den 11. Juni 1584) verabredet.

Allein es begab sich etwa zwei Wochen vor dem festgesetzten Tage ein Vorfall, welcher die Pläne der Mutter durchkreuzte. John saß eines Freitags wie gewöhnlich an der bischöflichen Tafel, auf der unzählige Gerichte von Fleisch und Fisch dampften. Der Knabe ließ sich mit einem Stücke Salm bedienen; da fiel es Chatterton, der sonst bei Tische außer seinem Seller und den Schüsseln selten etwas sah, plötzlich bei, der Knabe esse heute des Freitags wegen kein Fleisch. Sofort befahl er ihm, auch Fleisch zu genießen; allein John lehnte dankend ab.

„Warum verschmäht du gute und gesunde Kost? Glaubst du vielleicht, es sei unerlaubt, heute Fleisch zu essen? Siehst du denn nicht, daß ich, dein Bischof, es auch tue?“ fragte Chatterton.

„O ja“, antwortete der Knabe in seiner naiven, ungeschminkten Weise, „Euer Lordschaft essen immer, was Euch gerade vor die Augen kommt.“ (Schluß folgt.)

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die Lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten. Jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliefern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

Gebetserhörungen

Imst: Missions-Almosen als Dank zu Ehren des hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus und der lieben Gottesmutter Maria für Erhörung in schweren Anliegen.

Leoben: Dank dem hl. Joseph und der lieben Gottesmutter Maria und dem hl. Expeditus für Hilfe in verschiedenen schweren Anliegen.

Röslach: Missionsalmsen erhalten als Bitte um Glück und Segen in der Wirtschaft und um Frieden in der Familie.

Schlag, J. M.: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

J. G.: Herzinnigen Dank für wunderbar erlangte Hilfe in gänzlich aussichtslosen geschäftlichen Anliegen und großem Kummer dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen.

Reute: Anbei . . . Fr. als Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für Genesung unserer Tochter.

Zürich: Sende anbei . . . Fr. als Missionsgabe zum Dank für wiedererlangte Gesundheit.

Muri: Ich bin ein 72jähriger armer, fränklicher Greis und hatte Zahnweh, so daß mir kalte wie warme Speisen sehr große Schmerzen verursachten. Ich versprach ein Antoniusbrot und mir ward geholfen und so schon sehr oft in anderen sehr schwierigen Fällen.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus Einhofen, Groß-Steinbach, St. Pölten, Schwaz, Hollenstein, Ennsbach, Bruz, Drasenhofen, Kirchdorf, Ilz, Hirschbach, Pfaffstetten, Johnsdorf.

Königheim: Öffentlichen Dank der hl. Theresia für rege Teilnahme in der Männerwoche.

Königshofen: Durch eine neuntägige Andacht zum hl. Joseph und Maria, der Helferin der Christen, in schwerem Anliegen Erhörung gefunden.

M. W. W. Sch.: Herzliches Vergelt's Gott für den Baustein zum Seminar.

Schmalwasser: Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, der hl. Theresia und hl. Rita und allen Heiligen für Hilfe in schwerem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Haßfurt: Missionsalmsen, bestimmt als Dank für Hilfe in großer Not.

Oberaudorf: Durch die Fürbitte des hl. Judas Thaddäus und des hl. Expeditus wunderbare Hilfe erlangt.

München: Dank für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit durch die Fürbitte des hl. Joseph.

München, F. Sch.: Herzlichen Dank für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit durch die Fürbitte des hl. Joseph.

Salzbergen: Nach Abhaltung von Novenen zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. I. wurde ich wunderbar erhört.

Brohl: Gabe zu Ehren der Gottesmutter und St. Joseph als Dank für Erhörung dankend erhalten.

Sodingen, D. H.: Almsen und Fond zur Taufe eines Heident Kindes auf den Namen Elisabeth dankend erhalten.

Geisenheim: Auf die Fürbitte der Gottesmutter sowie des hl. Judas Thaddäus sind wir in einem schweren Anliegen erhört worden.

Amerika: Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, dem hl. Schutzengel sowie allen Heiligen für Hilfe in einem schweren Anliegen.

St. Sönis: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius für Hilfe in besonderen Anliegen und zugleich sende ich, wie versprochen, einen Beitrag zur Taufe eines Heident Kindes auf den Namen Joseph.

Krefeld: Zum Dank für Erhörung sende ich einen Beitrag zur Taufe eines Heident Kindes auf den Namen Joseph.

Koblenz-Lüzel: Innigen Dank der hl. Theresia v. K. I. für schnelle Hilfe, zugleich der Beitrag zur Taufe eines Heident Kindes, wie versprochen.

Baal: Dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen innigen Dank für Erhörung.

Milchenbach: Durch die Fürbitte des hl. Judas Thaddäus fand ich Erhörung.

Lützenkirchen: Dank dem hl. Joseph u. dem hl. Antonius für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Lindlar: Dank der Gottesmutter von Lourdes und dem hl. Antonius für Befreiung von schwerer Krankheit.

Cochem: Zum Dank für ruhigen, sanften Tod eines schwerleidenden Angehörigen ein Beitrag zur Taufe eines Heident Kindes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.

„Ich wünsche zu sterben, denn ich weiß, daß der Herr mein Blut verlangt für die Rettung des Vaterlandes.“

Nikolaus Navarro erbat sich beim Abschied den Segen des Vaters für den Kampf. Seine junge Gattin fragte ihn, ob ihm denn die Trennung von ihr und seinem Söhnlein nicht hart ankomme. Er erwiderte: „Nein, man muß vor allem Gottes Sache verteidigen. Wenn unser Knäblein einmal zum Jüngling herangewachsen sein wird, dann sag ihm: Mein Junge, dein Vater ist für die katholische Religion in den Tod gegangen.“

Als die jungen Leute ergriffen wurden, mißhandelte man sie in so grausamer Weise, daß sie vor Blut und Schmutz nicht mehr zu erkennen waren. Besonders arg wurde Navarro zugerichtet, der rasch einige Papiere, die man ihm entreißen wollte, verschluckte, da sie auf die Spuren einiger seiner Freunde geführt hätten. Man schlug ihm die Zähne aus, und auch aus den Augen floß Blut. Als er, schon von zwei Kugeln durchbohrt, auf der Erde lag, ermunterte er sterbend die Abbrigen mit den Worten: „Habt Mut, Freunde . . ., denkt daran, daß ihr Gottes Sache verteidigt.“ Er erinnerte sich noch daran, wie sie tags zuvor so begeistert über den Tod für Kirche und Vaterland und die Nachfolge des Gekreuzigten gesprochen hätten. „Ich sterbe für Christus, der niemals stirbt.“ Mit den Worten der Verzeihung für seine Feinde und dem Ruf: „Es lebe Christus, der König! Es lebe U. L. Frau von Guadalupe!“ hauchte er seine Seele aus.

Valencia Gallardo redete seinen Mördern eindringlich ins Gewissen, weil sie ihn und die anderen ohne jede Gerichtsverhandlung umbringen wollten. Seine Kameraden ermahnte auch er zur Treue, wofür ihm die Soldaten die Zunge heraus schnitten und ihn höhnten: „Seht sprich!“ Da deutete er mit dem Finger gen Himmel. Wütend durchbohrten ihn darauf die Soldaten.

Von seinen Angehörigen lebte nur noch die bejahrte Mutter. Wohl erfüllte tiefer Schmerz ihre Seele, als sie die Stütze ihres Alters, ihre Freude und ihren Trost ermordet sah; aber auch starke Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zeichnete sie aus. Sie sank an der Leiche ihres einzigen Sohnes nieder, betete Gottes Vorsehung an und dankte dem Herrn, daß er ihr ein so frommes, so großmütiges Kind, einen Märtyrer des Glaubens als Sohn geschenkt habe.

Vor stiller Ehrerbietung wagte sie nicht, den Leichnam zu umarmen, sondern begnügte sich, andächtig seine Füße zu küssen. Auf eine Karte schrieb sie: „Am 3. Januar 1927 hat Joseph Valencia Gallardo, 17 Jahre alt, sein kostbares Leben hingeopfert für die Verteidigung seines Glaubens und seines Vaterlandes. Zu diesem Lebensopfer hat er sich vorbereitet durch Eifer im Empfang der hl. Sakramente. Die Mutter vereinigte das Opfer ihrer Liebe mit dem ihres Sohnes und bittet um ein frommes Gedenken. Seine letzten Worte waren: Es lebe Christus, der König! Es lebe die Jungfrau von Guadalupe!“

Sofort begann, wie auch bei Silva und Melgarejo (zwei Cobalenmännern in der Stadt Mexiko) die Verehrung der Glaubenshelden.

Als vor nicht langer Zeit dem Heiligen Vater die Photographien der jugendlichen Märtyrer vorgelegt wurden, schrieb der Papst eigenhändig die herrlichen Worte der Ekturie darauf:

„. . . et palmae in manibus eorum“ (. . . und Palmen in ihren Händen“) . . . Gloria Christi“ („der Ruhm Christi“) „Sanguis martyrum semen . . .“ („das Blut der Märtyrer ist ein Samen.“)

Um die Zukunft der katholischen Kirche in Afrika. Die britische Regierung, der zusammen mit Frankreich und Belgien, sowie Italien, Portugal und Spanien 95% des afrikanischen Territoriums unterstehen, hat 1923 den Plan gefaßt, das gesamte Schulwesen ihrer Leitung zu unterstellen. Laut den „Catholic Times“ hat der Heilige Vater Bischof Hinsley, Rektor des englischen Kollegs in Rom, in 39 Vikariate und Präfecturen Afrikas, die auf britischem Territorium liegen, entsandt, um die Möglichkeiten der Zusammenarbeit nach diesem Plan zu prüfen.

Die Regierung hat jüngst einen „Erziehungsrat“ gebildet mit wenigstens 15 Mitgliedern, von welchen 8 Erziehungsgesellschaften angehören sollen. Sie werden vom britischen Gouverneur ernannt oder bestätigt. Ohne ihre Einwilligung können in Zukunft keine Schulen mehr eröffnet werden; alle Lehrer sind von dem Rat zu registrieren; die Schulen sind gezwungen, alle vom Rat bezeichneten Schüler aufzunehmen. Provinzialkomitees sind entsprechend gebildet. Die Lehrer und Lehrerinnen werden von der britischen Regierung bezahlt, z. B. erhält eine Hauptlehrerin jährlich 4000 englische Schilling.

Nun ist die Missionierung des schwarzen Erdteils aufs allerengste mit dem Schulunterricht verknüpft. Die Protestanten haben sich bereits den Regierungsplan zunutze gemacht. Für die katholische Kirche, die nicht in erster Linie eine Kultur-, sondern eine Heilsanstalt ist, und die sich ja einen einheimischen Klerus heranbilden will, taucht hier das Problem auf, ob nicht die Gefahr droht, daß bei einer solchen Verbindung mit der britischen Regierung etwaige spätere Unabhängigkeitsbewegungen die Kirche ohne weiteres mit dem europäischen Staate gleichstellen und beide, wie es derzeit in China der Fall ist, zu vertreiben suchen. Zweifellos wird Bischof Hinsley auch diese Fragen einer ernsten Erwägung an Ort und Stelle unterziehen.

Wieviel Wasser enthält das Weltmeer? Genau kann man es natürlich nicht sagen, aber eine ungefähre Berechnung läßt sich anstellen. Danach sind im ganzen Weltmeer etwa eineinhalb Trillionen Kubikmeter Wasser vorhanden. Eine Trillion stellt sich in Zahlen geschrieben als ein 1 mit 18 Nullen dar, sie enthält eine Million Billionen, — eine Zahl, die uns von der Inflationszeit her gar nicht so ungeläufig ist. In Litern ausgedrückt würde dies 1500 Trillionen ausmachen. Da ein Liter etwa 4000 mittelgroße Tropfen enthält, ist es sogar möglich, die Zahl der Tropfen im Weltmeer annähernd anzugeben: sie beträgt 6 000 000 Trillionen. Die Frage ist nur: wer kann sich etwas dabei denken?

Gebetsempfehlungen

Breitbrunn: Eine jahrelang leidende Vergiftm.-Leserin bittet um das Gebet der schwarzen Kinder. Missionsalmojen versprochen.

Oberbürenbach: Eine geisteskrankte Frau wird dem Gebete der Vergiftm.-Leser empfohlen.

Düsseldorf-Oberkassel: Aub. eine Gabe mit der Bitte um Gebetshilfe in bes. Anliegen.

Köln: Eine Kranke bittet um Gebet.

Gelsenkirchen: Eine arme Familie bittet um Gebet um guten Ausgang einer Prozeßangelegenheit.

Köln-Höhenberg: Bitte um Gebetshilfe in schwerer Angelegenheit. Bei Erhöhung ist Veröffentlichung, sowie Beitrag zur Taufe eines Heidenkinds versprochen.

Uckerath: A. A. bittet um Gebet in zwei schweren Anliegen.

Wülfen: Sende eine Gabe zu Ehren des hl. Judas Thaddäus und St. Antonius mit der Bitte um eine Novene in einem besonderen Anliegen.

Heimersheim: Eine Wohltäterin bittet um Gebetshilfe in schweren Anliegen.

R. R. H.: Eine langjährige Abonnementin des Vergiftmeinnicht und Glücklein bittet um Novenen zum hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph, hl. Theresia um glücklichen Ausgang in einer Geldsache, um Hilfe in Geldsorgen und verschiedenen schweren Anliegen. Heidenkind ist versprochen nach erlangter Hilfe.

Mamming: Aberlende für die Mariannhiller Mission . . . Mk. mit der Bitte um Gebet zum hl. Joseph, der lieben Gottesmutter Maria u. der hl. Theresia v. K. I. um Wiedererlangung der Gesundheit.

A. A. Bitte um das Gebet in großen Geldangelegenheiten und Geschäftsorgen.

Bitte um das Fürbittgebet zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I. in schwerem Anliegen und um Glück im Stall.

G. M. in W. Um baldige Stellbesetzung u. Entfernung der Hindernisse.

Memento

Mr. Kendall von Northdene bei Mariannhill, Südafrika, ein Protestant, aber großer Freund und Wohltäter von Mariannhill. Kurz vor seinem Tode hatte er sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen. Seine Seele wird dem Gebete empfohlen.

Pettstatt: Anna Maria Schwarzmänn, seit mehr als 20 Jahren eine eifrige Beförderin der Mission.

Lissinghausen: Heinrich Steinicke. Seine große Freude war in den letzten Jahrzehnten, seine Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen.

Odenkirchen: Margaretha Windges, langjährige Mitarbeiterin am Missionswerk.

Düsseldorf-Gerresheim: Frä. Lehrerin J. Kalkbrenner, jahrelange Gönnerin unserer Mission.

Gelsenkirchen: Frau Wwe. Heinrich Klein, eine langjährige, eifrige Förderin unserer Mission.

Gelsenkirchen: Frau Kath. Deichmann, lebenslängliche eifrige Gönnerin unserer Heidenmission.

Haslach: Eine Wohltäterin unserer Mission.

Neustadt: Albertine Eiche. Würzburg: Johanna Derksen. Schnaitsee: Anna Bachmann. Utting: Thaddäus Schlusfeld, Maria Schneller, Maria Anna Menter, Theresia Wegele. Luttach: Fr. Bacher. Sägmühl: Anna Maunz. Rastdorf: Monika Wiegand, Rosalia Weber. Osterburken: Maria Kaiser. Kirchschletten: Margareta Dunsch, Katharina Bayer. Heidingsfeld: Joseph Pflander. Dreisbach: Eleonore Geis. Schönfeld: Katharina Schönlein. Pilgerndorf: Kunigunde Stöbinger. Forchheim: Joh. Pfistner. Ebersberg: Sebastian Gerhardinger. Margetshöchheim: Frau Anna Donhauser. Karlsruhe: Frau W. Wagner. Waldsassen: Christine Kerner. Gemünden: Dorothea Schäfer. Pähl: Eli-

sabeth Bösl. München: Margaretha Schmitt. Ulmbach: A. Hohmann, Mathilde Heidenreich. München: Katharina Eug. Pittershausen: Joseph Walzer. Eselberg: Michael Walbmüller. Wallenstein: Karl Nagler. Neufkirchen: Anna Harrer. Unterleitenbach: Kunig. Kriebel, Johann Makarn, Christine Makarn. St. Hippolyt: Theodore Weber. Egg: Franz Joseph Graf, Joseph Heiß. Jauernig: A. Schölzig. Siegritzau: Herr Greif. Liptingen: Maria Stöbel. Düsseldorf: Wwe. Andreas Kremer. Mülheim-Speldorf: Frau Matth. Blantenmeier. Laer: A. Böwing. Rheidt: Frau Fölßen. Eichenheid: Frau Heinrich Supper. Köln: Nippes: Maria Kath. Nebell. Köln: Dr. Sur. Franz Ignaz Bolte, Wwe. Margaretha Werner, Johann Hollender. Uder: Jakob Göbel. Neuwied: August Bertels. Höngen: Joseph Cardua. Derrnan: Jakob m. Leh. Solingen: Maria Gierke. Heppendorf: Hubert Iven, Margaretha Kobels, Margaretha Arnolds, Sibilla Brand, Wilhelm Maus, Heinrich Esser. Köln-Lindenthal: J. Stegmann. Holthausen: Heinrich Fangmann.

Missionsschülerinnen

Die Missionsschwestern vom kostbaren Blute (in der Mission der Mariannhiller tätig) nehmen Mädchen im Alter von 14 Jahren als Missionsschülerinnen an, die sich auf das Lehrfach in den Missionen vorbereiten möchten. Jungfrauen von 19 — 22 Jahren mit Vorbildung finden ebenfalls Gelegenheit, sich auf die Lehrtätigkeit in den Missionen auszubilden. Näheres ist zu erfragen von dem Direktorat

des Missionshauses der Kongregation vom kostbaren Blut
Neuenbeken b. Paderborn

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

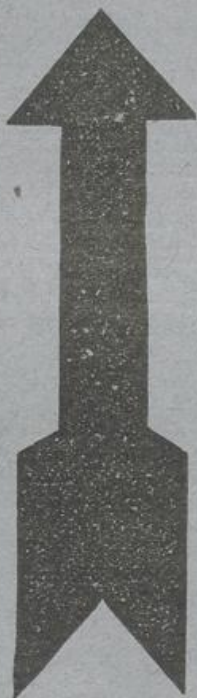
Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay

96 Seiten, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang

Preis: RM. 2.—

Glänzend begutachtete Neuerscheinung!

MARIANNHILLER MISSIONS - KALENDER 1929



Reichillustriert mit feinen Bildern und einer kunstvollen Vierfarbendruck-Beilage: Das Kreuz im Gebirge, ausgerüstet, mit hübschen Geschichten und spannenden Erzählungen aus der Mission wie aus der Heimat tritt heuer der Mariannhiller Missions-Kalender 1929 seine weite Reise an zu den lieben Freunden, Gönnern, Wohltätern und zu allen Liebhabern traulicher Abendstunden. Wenn auch Radio — Kino — Sport die Volksmassen, besonders der Großstädte, beherrschen, lesen trotzdem mehr als 300 000 Menschen alljährlich den Mariannhiller Missionskalender. Von Jahr zu Jahr wird er wieder beliebter, volkstümlicher. Ein lieber, alter, treuer Hausfreund seit 41 Jahren wird er auch dieses Jahr gastfreundliche Aufnahme finden. — Aus seinem reichen Inhalt sei hervorgehoben: Max Böttcher: Auf der Dschunke; wertvolle Missionserzählung aus dem weiten Chinesenreiche. — Reimmichl: Der Schmied von Salza; eine lustige Schmugglergeschichte. — Die Giustina des Dogen Nicolo da Ponte; eine spannende Armenseelengeschichte. — Das Gewissen des Kindes. — Der Brautwerber in der Falle usw. Ernst und Scherz sind in schönster Weise gepaart. Nicht vergessen dürfen wir die wertvollen Schilderungen und Bilder aus dem Wunderreich der Technik mit den neuesten Flugzeugen und Zeppelin. Kurz ein wertvolles Hausbuch für's Jahr 1929.

Preis pro Stück 60 Pfennig

Jede Vertretung nimmt Bestellungen entgegen

Mariannhiller Missionsverlag